

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Frauenkrieg. Von Hedwig Dohm	291
Auf dem australischen Goldfeld. Von Robert Schachner	298
Gedichte. Von Theodor Suse	304
Die Lehnübersetzung. Von Fritz Haußner	308
Getreidepreise. Von Leben	317
Habbi Lohu. Ein Brief von Victor Fraenkel	330

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Pensprecher: Amt VI:

No. 875 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915

„ 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: **Ulrichs.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

SCHWARZBURG

Beste Pension * * * *

Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad *

Bürgerliche Preise * *

Weisser Hirsch



Wir bauen seit Jahren nur eine Type: Unsern 50 pferdigen grossen Tourenwagen. Wir bauen ihn daher vollendeter und preiswerter als jede andere Fabrik.

„Züst“ München

Clemensstr. 27

„Züst“ Berlin

Unter den Linden 42

„Züst“ Stuttgart

Königstr. 14

Mädler's Patent-Koffer

unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz und Haltbarkeit
sowie sämtliche

Reise-Artikel und Lederwaren

Moritz Mädler

Leipzig
Petersstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 54

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Freiwillige Versende gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 1. Juni 1907.

Frauenlyrik.*)

Mögllich, daß die von Julia Virginia herausgegebene Sammlung ein ungefähres Bild der Frauenlyrik unserer Zeit bietet, obwohl einige markante Persönlichkeiten darin fehlen. Das Moderne, Neue der Frauenlyrik ist, daß sie überhaupt in dieser Fülle und Mannichfaltigkeit existiert. Das Weib mußte erst sich seiner selbst bewußt werden, seine Situation in der Welt erfassen, ehe es seine Dichterlippen öffnete. Die Erkenntnisse mußten den Bekenntnissen vorausgehen. Innere Erlebnisse sind alle diese Lieder; viele von ihnen schmerzberedte Petitionen an die Gesellschaft, an die Menschheit.

Ich las einmal den Aufsatz eines hohen Ethikers, in dem er die gedruckte erotische Hochgluth moderner Dichterinnen (er nennt sie Dirnenlyrik) bis in die siebente Hölle (mehr giebt es wohl nicht?) verdammt. Er klagt diese Feuerbrände der Verführung der Jugend an und schließlich wirft er ihnen noch vor, daß sie nur schwache Kopien männlicher Originale seien. Merkwürdiger Weise spendet er den starken Originalvergiftern kein Wort des Abscheues; nur die Schwachen ethisirt er weg. Ist er vielleicht der Ansicht, daß die schwollenen Flammen in der Mannesbrust ein interessanter Zugifer entfachte, während bei den dachtenden Weibskleuten einfach der Teibel los ist, der mit Schwefelstank aus der untersten Hölle in diese potenzirten Rattenfängerinnen fährt?

Befremdlich. Begegnet man nicht noch vielfach der Meinung, daß des Weibes eigentlicher Beruf die Liebe sei? Jene Schriftstellerin, die den Satz prägte: „Der einzige Sinn des Weibes ist der Mann“, hat begeisterte Anhänger gefunden. Läßt nun aber das Weib am Altar der Dichtung die Flamme

*) Frauenlyrik unserer Zeit. Herausgegeben von Julia Virginia.

ihrer Liebe lodern, so treibt sie Dirnenlyrik: und der Ethiker stellt sie an den Pranger der Menschheit. Das heißt: an der Brust des Mannes mögen sie lodern, die Flammen, je höher, je willkommener, aber es gedruckt weite sagen, — pfui!

Ihr lieben Frauen, lehrt Euch nicht an des Ethikers Geschrei. Gab Euch ein Gott zu sagen, was Ihr fühlt, so sagt es!

Wer wollte zum Sonnenspektrum sagen: „Das Scharlachroth in Deiner Strahlung ist mir zu grell. Fort damit!“ Das Scharlachroth gehört zu der reichen Farbenskala in der weiblichen Sinnenkonstitution. Die Lippen versiegeln: heißt Das, dem Schadenfeuer der Sinne wehren?

Uebrigens: die erotischen Wagehälfe kommen in der hier angezeigten Anthologie nicht sehr oft zum Wort. Vielleicht fehlt es der Sammlung ein Wenig an starken Persönlichkeiten. Keine Titaniden, keine Valküren, keine satanisch berührten Mystikerinnen jagen oder schwärmen durch diesen Dichterdain.

Ich kann nicht jeder Einzelnen dieser achtundvierzig Dichterinnen gerecht werden. Ist auch nicht nöthig. Sie weisen gemeinsame Züge auf. Fast alle zeichnen sich durch Wohlklang der Sprache, durch eine überraschend künstlerische Formung, durch intensives Naturgefühl aus. Dieses Einleben und Einfühlen in die Natur findet, zum Beispiel, in dem Gedicht „Herbst“ von Anna Croissant-Rust einen wundervollen Ausdruck.

Wir befinden uns mit dieser Frauenlyrik im Reich des Herzens. „Ueber allem Zauber Liebe“, könnte darüber stehen. Sie ist ganz und gar subjektiv, von impulsivster Art. Es ist immer nur das eigene Herzensschicksal, das die Dichterinnen wie Frühlingsälerchenjubiläum oder wie Nachtigalengesflüst oder wie Rabenlieder ihrem Dichterschoß entbinden. Die Rabenlieder herrschen vor. Die Passionblumen überschatten die rothen Rosen.

Junge Herzen! Junge Herzen! Herzen, die über den Kopf herrschen. Herzen, die knospend sich öffnen oder in Liebe schwellen oder in Leid brechen. Funken, Flammen, Asche. In Sonnenfluthen schwül duftende Tuberosen, in Dämmerungen süße Veilchen, im Mondlicht geknickte Lilien. Die Dichterinnen schwanken zwischen der Mater Dolorosa und der Bacchantin.

Ein schönes Beispiel dieses Knospend, Schwellens und Verblutens bietet Liza Baumsfeld. In wildem Fieberdurst, ungebündelt, stößt sie ihre frühlingschwangeren Seufzer aus.

„Ich bin im Hauch der starren Tuberoze.
Der schweren, die in weißen Gluthen brennt . . .
Ich bin, wo tolle Rhythmen wirbeln . . .
Bin im Akkord, der draußend Dich durchfluthet,
Mein Reich ist, wenn der silberweiße Mond
Sein schimmernd Gist in Erdenwunden hinweist
Und Lieb' und Wahnsinn durch die Lüfte rasen.“

Ach, so bald löschten Thränen die Purpurfarben! In das Geschmetter unerfülllicher Lebenseier tönte die Totenglocke. Lisa Baumfeld starb im neunzehnten Lebensjahr.

Die sympathischen Vieder von Agnes Miegel sind ein Potpourri von tönenden Farben oder farbigen Tönen. Feuerecken und Geigenstriche, Veilchen und Harmonium. Den Kummer darüber, daß unter ihrem Herzen bittend das ungeborene Leben weint: „O komm und sprich zu mir das Werde“, sollte sie aber älteren Damen überlassen. Mit ihren achtzehn Jahren könnte sie sich wohl noch etwas gedulden.

Heißen südlischen Athem haucht Eugenie delle Grazie in den Dichterswald. Scirocco! In ihren Scirocco-Phantasien flammt Messalina in schwüler Sinnengier der Bestie Nero entgegen. In der herrlichen Schilderung Neapels möchte „der finstere Vesuv in brünstiger Liebestollheit den Schoß der Helden (Neapel) umarmen, wonach ihm fiebernde Bier den Leib durchschauert.“

In den Poesien der vielgenannten Marie Madeleine ist Alles Scharlach. Feuerzischen, Sonnen- und Sinnenbrand. Venus rast im blutrosengefärbten Automobil mit sprühenden Rädern durch alle Himmel (wobei die Definition von „Himmel“ dem einzelnen Leser überlassen bleibt). Brandendes Wortgewoge. Ich höre die Botschaft, doch mir fehlt der Glaube — an das Herz.

Dolorosa, ihre nächste Schwester in Apollo, hat man mit Vorliebe pervers genannt; wohl, weil sie an religiösen Emblemen ihre Sinnenekstasen zu entgünden liebt. Zu ihrer Entfündigung ließe sich anführen, daß alle Ekstasen wohlverwandte sind. Inbrünstige Phantasien entloderten dem Scheiterhaufen. Durch Heilige Haine rasten die Mänaden. Das Eos der diomphischen Feste galt den Göttern. Der in widrigen Wahnsinn ausartende Dervisch Tanz hat eine religiöse Grundlage. Dolorosa hätte vielleicht, in einem früheren Jahrhundert geboren, sich als Märtyrerin an das Kreuz, das sie jetzt mit Tuberosenduft entheiligt, schlagen lassen, wenn Uebelwollende es nicht etwa vorgezogen hätten, sie als Hege (als schuldlose natürlich) zu verbrennen. Man kann sich in Nektar oder in Champagner berauschen, in Haschisch oder in Jesusleidenschaft. Immer ist es ein Hinauswollen der eingengten Persönlichkeit ins unermesslich Grenzenlose. Freilich: daß Dolorosa noch im Grabe „die ewige Nacht im Schutz der süßen Venus“ schlafen möchte . . . Geschmackssache. Uebrigens geben die drei Gedichte in der Sammlung wohl kaum ein Bild von der Persönlichkeit dieser Dolorosa.

In der Venusatmosphäre zeichnet sich klar und scharf das Bild von Margarethe Beutler ab, die in die Anthologie nicht aufgenommen sein wollte. Sie hätte darin die Kraft vertreten, den Reichtum. Sonnenblut. Musik. Wie die Musik perlender Katarakte rauschen ihre leichtflüssigen, oft tanzenden Verse dahin. Musik in dem Spinnstubenzagenzauber ihrer netzlichen Spallieder:

„Aus den böhmischen Wäldern.“ Kein Weh und Ach in ihrer Brust. Das girrende Liebestammeln und Werben der Anderen verläßt sie. Von ihren blauen Sehnsuchtqualen hinweg blüht sie in rothe Erfüllung hinein. „Thut ab das giftige Kleid der Sehnsuchtpein — und wachst hinein in meinen Sonnenschein.“ In den wenigen Gedichten, wo dieser Sonnenschein allzu grell, in Fieberfarben, brennt (Trompetenstößen in ihrer Musik) ist mir Margarethe Beutler unsympathisch; nicht vom ethischen — vom ästhetischen Gesichtspunkt aus. Die physischen Elemente erotischer Sensationen gehören sicher in die Natur; in der Poesie entbehre ich gern die Schreie des Blutes. Aber viele Wohnungen sind in ihrer Seele Haus. Nicht immer wohnt sie im Hörjelberg. Groß reicht Charitas die Fackel und feurige Thränen unsäglichem Erbarmens tropfen in die Gedichte: „Bilder aus dem Norden Berlins“. Wenn ich es auch dem Schutzmann nicht so übel nehmen kann, daß er das zerlumppte betrunkene Weib auf den Kirchentufen so hart anpackte. Und Groß legt sich einen Heiligenschein zu in den wunderschönen Liedern der Muttersehnsucht und der Muttererfüllung, Liedern von strahlender Innigkeit, gesund im Kern. Keine Seele für den Kritiker, der den Teufel spielt, um die weiblichen Don Juans in die Hölle zu holen.

Bei ihrem Examen zur Versegung in den Himmel gebe ich der Dichterin das Zeugniß der Reife.

Aus vielen, vielen Liedern der Anthologie schluchzt die Verzweiflung über ungetroffene Liebe, verdorrte Triebe, über ein „Zu spät“. Heimathlose Herzen mit der inbrünstigen Sehnsucht, sich im Land der Liebe anzusiedeln. Einer Sehnsucht, die sich zu einem Aufbäumen gegen das Tantalus-Schicksal des Weibes steigert. „Im Unterlassen liegt das Sterben. Und die Flammen, die in Seelen glühen, sollen nicht verlodern und verglühen.“ (Alberta von Puttkamer.) „Blühend sein und doch nicht leben sollen, mit der Sehnsucht noch, der heißen, tollen, vor der fest verschlossenen Thüre stehn.“ „Ich kann nicht ruhig in der Erde schlafen, eh' ich nicht einmal, einmal ganz gelebt.“ (Anna Ritter.) „Laß mich, denn mein Herz ist ohne Pochen. Weichen bringst Du mir und Maienblüthe, während Herbst mir durch die Seele schaudert. Ach, wo warst Du, da mein Herz noch glühte? Laß mich, weil das Glück zu lang gezaubert.“ (Holde Kurz.) Maria Stonas Gedicht „Er schläft“ ist ein schriller Aufschrei. In wenigen Zeilen streift sie mit infernalischem Blicke die Tragödie vieler Ehen.

Einige interessante literarische Erscheinungen, die in der Anthologie keinen Platz gefunden haben, möchte ich nicht unerwähnt lassen. Eine Lyrik, die mit ihrer andeutenden, Laphoristischen, dunkel hinterhaltigen Ausdrucksweise hypermodern ist.

In diesen Poesien finde ich mich nicht mehr ganz zurecht. Oft besinne ich mich: Was sagen sie denn? Was wollen sie eigentlich? Warum sprechen sie so zwischen den Zähnen, murmeln, raunen? So öffnet doch Eure Lippen! Wohl spüre ich einen süßschweren Duft. Ich höre von fern her fremdartige Melodien, hinlockende, spannende, emporkirbelnde. In diesen Reusten ist fast immer ein Gran Wahnsinn, ein Stück Poje, etwas Haschischgeträum, Selbsthypnose, ein wilder Zug, aus der Haut zu fahren, wenigstens mit Wort und Geberde, da es sich anders nicht machen läßt.

In den Gedichten von Frigga Bracksdorff (ich nenne sie in Gedanken immer Herzeleide) knistert es von unterirdischer Bluth. Tief sinnige, herzglühende, welkwunde, wehgingetraumte Lieder. Herzeleide soll noch ganz jung sein. Vielleicht ist Genialisches von ihr zu erwarten; vielleicht wird sie einst aus dem „Chaos ihrer Seele den tanzenden Stern gebären“. Vorläufig fallen aus ihrem Dichterhimmel nur leuchtende Sternschnuppen. Mitunter ist mir, als böte diese Art von Lyrik immer nur Variationen der ergreifenden Grundmotive Riechsches.

Elfe Laster-Schüler ist die eigenwilligste, phantastisch bizarrste unter den modernen Lyrikerinnen. Etwas ein wirrsinniger Spuß, dieses Ringen und Klinggen, dieses Brausen und Rauschen? Woher kommt es? Wohin zieht es? Ideen, Einfälle, die sich zusammenballen wie dunkle Wolkenzüge. Phantastische Gebilde. Ungeheure Schneeberge, Krater eines Vulkans, der Blixe entladet. Und dazwischen thut sich eine blaue Ebene auf. Weiße Elefanten reiten durch Prairien, goldschillernde Schlangen winden sich um Palmen. Oder ist's ein Traum von der Wilden Jagd? Verzerrte Schatten, Mästern, aus denen Feuer dampft, Köpfe ohne Kumpf, blutende Hände, die ein zuckendes Herz halten. Ein Feuer sind diese Lieder, das durch schwarze Nebel brennt. Ein Basiliskenaugen im Kelch einer Passionblume. Orchideen und Narzissen, narkotische Düfte, die Gräber gestreift haben. Da weint und schluchzt eine Seele in Roth. Dazwischen stellt sich ein Clown auf den Kopf; oder ein Puck, der zitternd aus einem Blumenkelch in die Welt hinausgeschnuppert hat, springt mit nedischer Pirouette über einen Bli; oder ein Straßenjunge macht einer Göttin eine Lange Nase.

Zu den traurigen Frauen wende ich mich, die im Lande der Seele wohnen. Schwarze Fahren wehen; ich sage nicht: über Friedhöfe, Gottesacker; ich sage: über Begräbnisstätten. In ihrer Lyrik begraben diese dunklen Glodenstimmen Alles, was sterblich ist, und auch, was unsterblich sein sollte. Das Leben selbst ist die Leiche, vor der sie in starrem Schauder stehen. „Mein Lebensweg war eine Gräberstraße“, grollt dumpf Hilde Kurz.

Unter diesen Weltflüchtigen nenne ich noch einige Aristokratinnen. Ihre Seelen glühen durch Trauerflöre, ihre müden Augen glimmen fahl; unter der wuchenden Wölbung ernstester Gedanken reden sie gedämpft. Ihre Geberde ist edel, ihr Gewand leusch, von dunklem Violet. Schlicht und vornehm der Faltwurf. Sie schreiten wie unter Enpressen, die traurigen Frauen.

Hedwig Zachmann: Während andere Dichterinnen im Mikrokosmos sich bewegen, drängt dieser Dichterin Seele zum Makrokosmos. Ihre Poesien sind unpersönlich. Nicht Sturm und Drang offenbaren sie, kein hinreißendes Temperament, keine Himmel und keine Hölle. Es giebt Gedichte von weicherem Wohlklang, von größerem Farbenzauber, einschmeichelnderem Rhythmus. Fast in all ihren Gedichten ist es ein Naturvorgang, an den sie ihr Denken knüpft.

Ein Bild.

Es liegen viele Morgen Landes
 Seit Ewigkeiten unbestellt.
 Mit Hügeln sturmverwehten Sandes
 Beschwert von Anbeginn der Welt.
 Kein Sämann hat in ihre Poren
 Die Saat des Lebens je versenkt.
 In der Unendlichkeit verloren
 Verfällt ihr Staub, dem Staub vermengt.

Einen kosmischen Charakter tragen ihre Poesien; die stille, schwermüthige Resignation des Denkenden, die unter tiefen Schauern herben Erkennens sich thränenlos beugt. Wie ferne, ferne Harfentöne klingen diese Gedichte.

Eine Aristokratin ist Helene Voigt-Diederichs mit ihren Gedichten von sinnend feinem, wehmuthvollem Ernst.

Dunkler und tiefer gefärbt sind die Gedichte von Margarethe Susmann. Tiefe, tiefe Einsamkeit ist ihrer Seele Loos. Bei ihren Versen kann man an eine jener allegorischen Figuren denken, die auf Grabdenkmälern ruhen. Das müd gesenkte Haupt an eine zerbrochene Säule gelehnt, als grüble es über die Räthsel der Vernichtung. Ein Genius ohne Flügel. Eine traurige Frau.

An vielen anderen dieser lebenswürdigen Dichterinnen muß ich vorübergehen. Nur ein Wort noch Dir, Miriam Ed., die Du Deine Leier so fein, wie mit Spinnengewebe, bespannst. Eine Mimose bist Du, eine Aeolsharfe, auf der ein Zephyr lind und leise seelenfromme Weisen spielt. Ein lichter Hauch von hier auch zieht darüber hin.

Und Du, Mia Holm, mit Deinen selig holden „Ritterliedern“. Weiße, lilienhafte Lieder von leutscher Innigkeit mit den Thautropfen zarter Schallheit auf den weißen Blüthen. Einer jungfräulichen Madonna gleichst Du.

Trüben Sinnes legte ich das Buch aus der Hand. Eine Fülle lyrischer Schönheiten. Ja wohl. Und doch: Seelentragik. Auf diesen Liedern liegt es wie Asche auf Rosenfeldchen. Und gerade die begabtesten Sängerinnen haben ihr Haupt mit Asche bestreut. Ich mußte bei dieser Lyrik an ein Bild von Cornelia Paczka denken. „Arme Seelen“ steht darunter. Ein langer Zug von Frauen; nicht eine sieht aus wie die andere. Verhüllte, halbnaakte, betende,

tropig düstere, kniende, hochaufgerichtete; Schwärmerinnen, Verzweifelte, die die Hände ringen oder das Gesicht in den Händen vergraben. Und Alle drängen vorwärts, vorwärts, einem Ziel entgegen. Und dieses Ziel? Nichts als eine große Hölle. Die Malerin deutet uns diese Hölle nicht. Der Götterfunke Freude?

Ihr schönen Singvögel alle: vorwärts wollt Ihr, aufwärts, ans Licht. Zu viel Erde liegt auf Euren Flügeln; zu viel Erde. Traurige Frauen. Ob künftige Frauengenerationen heller, freudiger dichten werden? Das warte . . . Darf ich sagen: Die Frauenemanzipation?

Hedwig Dohm.



Wenn Weiber wohlberedt sind, Das ist an ihnen nicht zu loben; es steht ihnen an, daß sie sammeln und nicht wohlreden können. Das gieret sie viel besser. (Luther.)

Les femmes en général n'aiment aucun art, ne se connaissent en aucun et n'ont aucun génie. Elles peuvent réussir aux petits ouvrages qui ne demandent que de la légèreté d'esprit, du goût, de la grâce, quelquefois même de la philosophie et du raisonnement. Elles peuvent acquérir de la science, de l'érudition, des talents et tout ce qui s'acquiert à force de travail. Mais ce feu céleste qui chauffe et embrase l'âme, ce génie qui consume et dévore, cette brûlante éloquence, ces transports sublimes qui portent leur ravissement jusqu'au fond des coeurs, manqueront toujours aux écrits des femmes; ils sont froids et jolis comme elles; ils auront tant d'esprit que vous voudrez, jamais d'âme. Elles ne savent ni décrire ni sentir l'amour même. (Rousseau.)

Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht und wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich, weil man es für unhöflich hielt, so viele unwissende Männer beschämen zu lassen . . . Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Nessel legen. Keine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahirt, sondern sie ist mir angeboren, Gott weiß, wie . . . (Als Hofrath Rehbein gesagt hatte, das poetische Talent der Frauenzimmer scheine ihm eine Art geistigen Geschlechts-triebs.) Wie der Arzt Das zurechtleget! Ich will nicht untersuchen, inwiefern Sie in diesem Fall (Therese von Jakob) Recht haben; aber bei Frauenzimmer-talenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortreflich gezeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus; sie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand. Doch unsere Dichterinnen möchten immer schreiben, so viel sie wollen: wenn nur unsere Männer nicht wie die Weiber schrieben! Das ist es, was mir nicht gefällt . . . Dilettanten und besonders Frauen haben von der Poesie sehr schwache Begriffe. Sie glauben gewöhnlich, wenn sie nur das Technische löshätten, so hätten sie das Wesen und wären gemachte Leute; allein sie sind sehr in der Irre . . . Unsere Frauenzimmer haben von der Wichtigkeit der Motive in einem Gedicht keine Ahnung. (Goethe.)

An den Weibern ist Alles Herz, sogar der Kopf. (Jean Paul.)



Auf dem australischen Goldfeld.

„Poseidon hat gewonnen!“ So hieß das Pferd, das bei dem Melbourne Cup am sechsten November als erstes ans Ziel kam; Millionen Pfund Sterling wurden in Australien an Rennwetten verloren. Tage, Wochen lang sprach man nur von dem glücklichen Pferd, seinem Stammbaum und seinem Jockey.

Zur selben Zeit war im Norden Victorias, nah bei Tarnagulla, nach Jahre langem Suchen endlich ein Goldklumpen gefunden worden, der ein reiches Alluviallager in Aussicht stellte. Der Name des Pferdes wurde zum Namen des Feldes. Das sollte eine gute Vorbedeutung sein. Sogleich nahmen die in der Nähe suchenden Goldgräber von den Theilen, die besonders lohnend schienen, Besitz. Neue Hundes zogen weitere Kreise heran. Arbeitslose und Abenteurer aus den Städten Victorias kamen; als dann Mitte der Dezember der Poseidon-Nugget mit 903 Unzen und einem Werth von 80 000 Mark als der eiftrgröste Goldklumpen der Welt wenige Zoll unter der Oberfläche bloßgelegt wurde, folgten die anderen Kolonien: aus dem nördlichen Theil Südaustraliens zogen die Hoffenden heran und gegen sechshundert Menschen bevölkerten den „Poseidonrush“. Im Neujahr sprach ganz Australien von der halben Million Mark Gold, die gefördert worden war. Für Victoria mit seinen verarmenden Goldlagern in Ballarat und Bendigo ließ dieses Ereigniß eine neue Zukunft hoffen. Kleine Deute sprachen überall vom Verkauf ihrer Geschäfte; sie wollten Alles aufgeben, um auf dem neuen Feld Reichthümer zu sammeln. Zu dem hübschen Eufalyptushain, fünf Meilen von Tarnagulla, wuchsen Hunderte von Zelten aus dem Boden; überall regten sich thätige Hände, die den Boden auswählten, nach dem ersuchten Erze zu suchen. In die Monotonie dieser gelbgrauen Hügel bringen Laubbächer, die von den Grabenden die gesürchteten Strahlen der australischen Sonne abhalten, anmuthige Abwechslung.

Die Wohlthat eines alten demokratischen Gesetzes zeigt sich in den Mengen der Goldgräber, die an allen Ecken und Enden beginnen, wo in anderen Ländern kapitalistische Unternehmungen mit wenigen Arbeitern das Feld systematisch durcharbeiten würden. Alluvialfelder sind nach australischem Bergrecht den einzelnen Goldgräbern vorbehalten; auf kleinen Flächen von 12, 60, 72 und 84 Quadratfuß können Einzelne ihr Glück versuchen. Erst wenn diese Männer auf ihr Recht verzichten oder der Schacht eine Tiefe von vierzig Fuß erreicht, die kapitalistisch besser ausgebeutet wird, können größere Flächen in eine Hand kommen. Das „Miners right“, eine kleine Urkunde, ist ein Erwerbstitel, der dem Kernsten der Schlüssel zum Glück scheint; um 2½ Schilling eröffnet er Jedem das Recht, ein Jahr lang auf Kronland zu schürfen, und giebt Jedem die Möglichkeit, selbständig zu Wohlstand und Ansehen emporzuklimmen. Mit eiserner Zähigkeit klammert man sich an dieses Vorrecht und jeder Versuch, es zu Gunsten der kapitalistischen Bodenausbeutung einzuschränken, stößt auf den einmüthigen Widerstand der Massen.

Ein buntes Volk betreibt sich um dieses Miners right. Die gewerbmäßigen Goldgräber, etwa fünfzigtausend in Australien, durchsuchen, Picken, Schaufeln und einen zinnernen Teller als einziges Werkzeug mit sich führend, jahraus, jahrein den Boden und warten, bis die Günst des Schicksals sie für immer von dem mühsamen Leben befreit. Andere, Feld- und Forstarbeiter, greifen nur gelegentlich nach der Minenrechtsurkunde und verbrauchen meist ihre Ersparnisse, da keine Erfahrung

sie die Kunst des Schürfens lehrte. Doch auch kleine Rentner, Lehrer (in der Zeit der Schulferien), pensionirte Unterbeamte ziehen ins Goldland, von wo ihnen ein hellerer Tag zu winken scheint. Jeder zweite Mann in Australien hat einmal sein Glück als Goldgräber versucht. Der Erfolg hat Wenigen gelächelt. Aber schon die Möglichkeit, mit gleicher Chance in diesen Kampf ums Glück, wanns Einem beliebt, eintreten zu können, versöhnt mit mancher Härte, die der Alltag des Wirtschaftens bietet. Die kleine Fläche, die das demokratische Gesetz Jedem nur bewilligt, mindert die Wahrscheinlichkeit, mit einem Schlag ein Krösus zu werden; Goldklumpen liegen auch im glücklichen Victoria nicht so dicht wie Kartoffeln im Acker. Auf dem als Wandergrund gepriesenen Poseidonfeld ist auch nur ein etwa fünfhundert Meter langes und zwanzig Meter breites vormaliges Bachbett gefunden worden, das reiches Alluvialgold birgt. Da sind sieben Goldgruben, die ihren Besitzern gute Erträge bringen; außerhalb dieser Goldföhrung (lead) wurde wenig oder nichts gefunden. Neben der glücklichsten Grube, die ihren drei Besitzern je fünfzigtausend Mark brachte, herrschte bittere Noth und Hunderte, die von Gold geträumt hatten, mußten hungern. Gerade auf dem Goldfeld sind aber Viele, deren höchster Stolz ist, nie das Brod eines Anderen gegessen zu haben; und Manchem gelingt schließlich, so viel zu ergraben, daß er keinem Fremden dienstbar zu werden braucht. Die Bedürfnisse dieser Menschen sind ja gering; ein Zelt ihre Wohnung, eine wollene, auf Stroh gebreite Decke ihr Lager, Feuerholz ist überall frei; was die Büchse erlegt oder die Angel fängt, ist unentreibbares Eigenthum; wilde Kaninchen, wilde Enten und Eittiche werden allabendlich nach des Tages Wert gejagt und gerade das Poseidonfeld bietet reiche, freilich abnehmende Mengen dieser Thiere. Schlechter stehts mit dem Fischen; die Flüsse sind durch die Emsigkeit der vielen Jäger verarmt und Krebs, Krabben und Shrimps (*crangon vulgaris*) sind meinst die einzige Beute, die noch zu holen ist. Einem erfahrenen Goldgräber werden in guter Zeit wohl auch ein paar Pfund Sterling geliehen; freilich ist der Zins so hoch wie das Kapital. Das schreckt diese Menschen nicht. Sie wagen den Verdienst und die Ersparnisse früherer Tage, sie erziehen ihre Hände zu dem ungewohnten Gräberdienst und hoffen, wenn die Noth sie zwingt, für Andere zu arbeiten, bald wieder auf eigenen Füßen zu stehen.

Mancher mitleidige Blick fiel auf mich, der ich mich auf dem Goldfeld als Arbeiter verdingt hatte, um unter diesen Menschen, während sie Gold suchten, unerkannt goldene Erfahrungen zu sammeln; sie meinten, mit dem Verdienst meiner Arbeitswochen solle ich selbst eine Goldgrube ausstecken: ein junger Bursche, hieß es, müßte mehr Selbstständigkeit, Thatendrang und Wagemuth haben; fremdes Brod zu essen, in fremdem Dienst, wenn auch bei ausreichender Nahrung, zu verkümmern: dazu sei es ja im Alter noch immer früh genug. Männer, die Jahrzehnte lang der Piske und der Schaufel treu bleiben, trotz aller Ungunst oder Fromie des Schicksals ein Leben in Entbehrung, aber in Freiheit auf den Goldfeldern verträumen, begegnen Einem auf Schritt und Tritt. War da ein alter Yorkshire-man. Dem ging es in meiner Arbeiterzeit so schlecht, daß er nicht einmal mehr seine zwei Tomaten und trockenes Brod, woraus sein Mittagsmahl bestand, kaufen konnte. In der größten Noth gab er seine Grube für fünf Pfund auf; am nächsten Tag wurden zwei Fuß von der Stelle, wo die Schaufel des erschöpften Greises erlahmte, drei Klumpen Reingold im Werthe von mehr als fünftausend Pfund gefunden. Stolz trug der alte Mann

das Mißgeschick, erlief keinen Penny von den glücklichen Erwerbern und erhielt auch keinen; er aß wieder Tomaten und suchte ein neues Glück. Einmal aber sagte er mir in wohlmeinender Warnung: „Das Schlimmste ist der erste Spatenstich nach Gold; er stößt uns in ein Leben, das sich in Hoffnungen verzehrt. Vierundfünfzig Jahre auf den Goldfeldern und noch immer arm!“

Eines Tages (es war der fünfte Februar) scholl das Hurra, das die Entdeckung eines Goldklumpens verkündete, über das Feld. Finner war ein Mann, der am selben Morgen einen herzzerreißenden Brief von seiner hungernden Frau und seinen Kindern erhalten, selbst am Abend vorher das letzte Dreipennystück ausgegeben und morgens seine Grube vergebens für zehn Schilling ausgeboten hatte. Nun besaß er 87 Unzen Gold. Das ersehnte Glück war eingetroffen.

Das Elend von Hunderten hatte freilich auch den Typhus, gastrisches Fieber und andere Krankheiten auf das Feld gebracht; mangelt es ihnen doch an Geld, nicht nur zu guter Ernährung, sondern selbst, um Trinkwasser, das neun Kilometers weit herbeigeschafft werden muß und vom dem 25 Liter 25 Pfenning kosten, zu kaufen; ein Trunk aus dem vom Abwässern verunreinigten Lodboden brachte Manchem dieser schlecht ernährten und vom harten Arbeit erschöpften Menschen Krankheit und Tod.

So hart das Leben des selbständigen Goldgräbers ist, so gut sind die Verhältnisse der Arbeiter. Freilich ist nicht für sehr viele Erwerbs Gelegenheit, da nur erfolgreiche Grubenbesitzer sich Arbeiter halten. Demen, die Unterstand finden, geht's aber gut; der Herr arbeitet mit und weiß, wie dem im Lohn Stehenden zu Muth ist. Die Goldgräber selbst gehören zum großen Theil der Vereinigten Bergarbeitergewerkschaft (Amalgamated Miners Association, abgekürzt A M A) an; sie fühlen sich mit Stolz als Brüder der Männer, die in tiefem Schacht den kapitalistischen Unternehmungen dienen, und helfen ihnen, wenn sie irgend können, bei den Lohnkämpfen. Manche haben selbst in solchem Dienst gestanden und halten als Arbeitgeber nun gewissenhaft an den Grundätzen der Gewerkschaft fest oder gehen im Streben nach Gerechtigkeit und sozialer Billigkeit sogar noch über die Prinzipien der A M A hinaus. Ein Bäder, der Brot aus Goldfeld brachte, verlor die Kundschaft, als man erfuhr, daß er seine Gesellen in unerträglich langer Arbeitszeit ausbeute. Obwohl die Bergarbeitergewerkschaft achtundvierzig Wochenstunden erlaubt, wird in den meisten Goldgruben täglich nur sieben und Sonnabend nur vier Stunden gearbeitet. Die Löhne stufen sich nach Schwere und Gattung der Arbeit (mit Bide oder Schaufel, in trockenem Boden oder in nassem Grund) ab und schwanken zwischen 5 und 7½ Schilling. Doch ist die Arbeit nicht leicht. Stunden lang, sitzend oder kniend, die Bide schwingen oder schaufeln, in der australischen Sonne, die an manchen Tagen eine Schattenwärme von vierzig Grad Celsius verbreitet, die schweren Erdbübel aufwinden: da ist man abends todtmüde. Um sich gegen Krankheitsgefahr im feuchtkalten Schacht, bei schroffem Temperaturwechsel und oft schlechter Ernährung und gegen Unfallgefahr in den oft ohne ausreichende Vorsicht verholzten Gruben zu versichern, zahlt man der Gewerkschaftsasse alle vierzehn Tage einen Schilling. Das Arbeitsverhältniß ist kameradschaftlich. Man nennt einander beim Vornamen. Befehle giebt es nicht; mit höflichem Ersuchen (if you like) kommt man eben so weit und weiter. Schimpfwörter sind nicht zu hören; bei Ungeschicklichkeiten läßt sich der Herr nicht zu Zornesausbrüchen hinreißen, sondern begnügt sich mit sachlicher Unterweisung. Den Feierabend verlebt man gemeinjam am Zeltfeuer. Standesunter-

schiede sind unbekannt. Man ist nicht Sklave, sondern gleichberechtigter Arbeitsgenosse seines Herrn. Dadurch wird der Wille zu gewissenhafter Pflichterfüllung gestärkt. Wie wird das Ehrgefühl verletzt. Jeder ist bemüht, des Vertrauens, des Kameradschaftsverhältnisses sich würdig zu zeigen. Und der Eifer wird noch besonders dadurch gespannt, daß man neben sich den Herrn rastlos, unermüdblich schaffen sieht. Freilich: er kann hoffen, Gold zu finden. Doch er bezahlt auch anständig und gönnt uns nach einem lohnenden Fund früher Feierabend, schmachtaste Raßzeit oder Goldabfälle, mit denen man sich oder sein Liebchen pudern kann. Auf dem Feld herrscht gesellschaftliche Gleichheit. Ein brauchbarer Arbeiter ist auch in seinem Benehmen ein Gentleman; ehrlich, ruhig und gefest, von prahlerischen Reden und Selbstüberhebung fern, gegen Frauen, städtische Besucherinnen des Feldes oder die jugendliche Bedienerin des Verköstigungshauses, zuvorkommend und höflich. Sonst wäre er als Kamerad nicht willkommen. Die Vergangenheit des Menschen deckt hier ein Schleier, der nie gelüftet wird. Wie wurde ich gefragt, wer ich sei, welchen Beruf ich vorher hatte; mag ein Leben noch so verfehlt, ein Mensch bis zum Verbrecher gesunken sein: gebt ihm die „chance“, ein neuer Mensch zu werden! Diese humane Lösung gilt überall auf dem Feld. Mancher Gesessene rang sich da schon empor.

Hier, wie bei meiner Arbeit in der Schächtschürfhütte in Queensland, fiel mir das Streben des australischen Arbeiters auf, in Wesen und Umgangsformen den Geisteslosen zu gleichen. Trotz dem rauen Leben im Busch, nur unter Männern (das von der Welt und ihrem Verkehr abgeschiedene Zeltlager des Goldfeldes taugt nicht zum Familienheim), läßt er sich nicht gehen. Zu starrer ständiger Selbstaucht bilden sich diese schlichten Menschen heran; und wenn sie in ihrem schmucken Sonntagsgang, auf dem sie viel halten, einhererschreiten, könnte man sie in die feinste Gesellschaft führen: so sicher ist ihr Auftreten, so kavalierrmäßig ihr Verhalten zu Damen, so manierlich ihr Benehmen an der Tafel. Dieser Achtung vor Sitte und Formen haben die australischen Arbeiter manchen Erfolg zu danken. Ihr Lutz, ihr gemessenes, würdiges Wesen hat ihnen in Lohnkämpfen oft die Sympathie der Oeffentlichen Meinung verschafft. Neben (richtiger: unter) ihnen giebt's in den australischen Städten freilich eine Schicht, die auf ihre Noheit stolz ist und Alles thut, um nur ja nicht mit der anständigen Gesellschaft verwechselt zu werden. Die politisch organisirten Arbeiter müssen versuchen, diese Elemente, für deren Sünden sie oft haftbar gemacht werden, zu zähmen und zu civilisiren.

So viel die Goldgräber auf äußeren Anstand geben, so wenig geben sie auf Bildung. Während in Schaffstationen Bibliotheken zu finden sind, sah ich in all den Wochen meines Goldgräberlebens keinen Menschen ein Buch lesen; wer nach einer Bibliothek gefragt hätte, wäre kaum verstanden worden. In englischen Landen wird Bücherweisheit noch immer verachtet und ein freier Australier, der seinen Unterhalt selbständig erwirbt, ist vielleicht noch weniger dafür eingenommen als der dienende, der doch oft in der Bildung einen erwünschten Zusatz zu der Monotonie seiner Lohnarbeit erkennt. Die geistige Erziehung manches Arbeiters übertrifft die seines Herrn und ein deutscher „gelernter Arbeiter“ stellt seinen australischen Kameraden und wohl auch viele Arbeitgeber in den Schatten. Der alte, vom Mißgeschick verfolgte Postkötterman mit seinen scharfen Haßgrauen Augen war das Weisheitsideal unserer Feuerunde; er schmückte seine klugen Reden oft mit Aussprüchen Marc Twains. Doch selbst er konnte nicht erklären, wer oder was „Poseidon“

fei; er wußte nur, daß das Wort aus dem Lateinischen stamme. Einem der vielen Analphabeten las mein Kamerad die Zeitung vor; die langen, schwer zu buchstabierenden Worte ließ er einfach aus; und es ging auch so.

Kolb hat über die mangelnde Reinlichkeit der amerikanischen Arbeiter geklagt. In Australien ist's nicht besser. Nur fünfzehn Minuten wars bis an den Fluß; nur wenige Arbeiter aber wuschen sich nach des Tages Last dort den Schweiß ab. Oft wird das Waschwasser mehrmals benutzt. Zahnbürsten kennt man nicht. Da man seine Wäsche selbst waschen muß, ist's auch damit nicht gut bestellt.

Noch schlimmer ist der Hang zu Spiel und Trunk. Das ganze Leben und Arbeiten des Goldgräbers ist freilich eine Probe aufs Gluck; da greift er abends denn wohl auch nach den Karten, wettet an der Schießbude oder setzt, wenn (trotz den Gesetzen gegen das Hazardspiel) eine Roulette erreichbar ist, auf Roth oder Schwarz. Daß er in der tasmanischen Lotterie mitspielt, wie jeder dritte Australier, ist erklärlich: nimmt er doch an den Wettrennen, mit denen diese staatlich erlaubte Anstalt verbunden ist, das regste Interesse. Vom Melbourne Cup, von dem Sydney-Rennen oder dem westaustralischen Boulder Cup weiß er jeden Pferdeskopf, kennt Namen und Abstammung, Gewicht und Renndauer der Pferde, Namen und Gewicht des Jockeys und rühmt sich dieser Kenntnisse auf Jahrzehnte zurück. Aber auch Fußball und Cricket und besonders das Bogen interessiert ihn. Und nach den ewigen Gesprächen über das Gold und das Goldfeld ist das Spiel das beliebteste Thema.

Mehr Unheil stiftet der Trunk. Die ganze Woche lang ist der Goldgräber nüchtern. Sonnabend und Sonntag bringt der Branntwein Abwechslung. Hier heißt's: What is the good of drinking if you don't get drunk? Was nützt das Trinken, wenn man nicht betrunken wird? Die böse Sitte des Rundtrinkens, die Einen für die ganze Gasse aufkommen läßt, thut das Uebrige. Manche fleißige Gräber kommt ins Polizeigefängnis oder erleidet in der Trunkenheit einen Unfall und relativ große Summen werden sinnlos verschwendet. Das Trunkverbot vom ersten Januar 1907 hat nichts gebessert; nur den heimlichen Ausschank und damit den Gewinn des unehrenhaften Gastwirthes gemehrt, der nun eine größere Risikoprämie auf die Getränke schlägt. Die Qualität der alkoholfreien Getränke ist in Australien so schlecht und ihr Preis so hoch, daß sie schon deshalb gegen den Branntwein nicht aufkommen können. Und wie wird beim Trinken geklucht!

Eine geringe Rolle spielt im Leben des Goldgräbers die Politik. Keine Parteipolitik bekümmert ihn wenig und man hört nie davon sprechen; wohl aber interessiert er sich für die wirtschaftliche Kämpfe seiner Arbeitbrüder. Die streikenden Bauhandwerker in Melbourne hatten nicht weniger seine Anteilnahme als die Bergarbeiter in Brokenhill, die von dem Unternehmer günstigere Bedingungen verlangten. Er ist der Wächter und Hüter einer demokratischen Staatsverwaltung, die den Kleinen und Schwachen das Leben erleichtert und oft erst ermöglicht. Haben die Schafschurarbeiter mit ihrem großen Strike vor sechzehn Jahren die neue Ära staatlicher Sozial- und Wirtschaftsgesetzgebung mit eingeleitet, so rühmt sich der Bergarbeiter, die konstitutionelle Staatsform erzwungen zu haben. Seit fünfzig Jahren ist er bemüht, die persönliche Freiheit und die Gleichberechtigung jedes Staatsbürgers zu erhalten. Der australische Sozialismus hat in dem Feldlager zu Barcaldine eine wichtige Ausgangsstätte. Die australische Demokratie, ohne die der Sozialismus nicht siegen konnte, ist mit dem Blut australischer Goldgräber am

denkwürdigen dritten Dezember 1854 zu Eureka bei Ballarat besiegelt worden. Noch heute leuchtet das Auge des greisen Diggers, wenn er von diesem Tag spricht; er findet immer andächtig lauschende Hörer, wenn er erzählt, wie heldenhaft damals für Freiheit und Gerechtigkeit gekämpft wurde. Eine Regierung, die sich auf die reichen Landbesitzer stützte, wählte die Steuerlast von deren Schultern auf die Goldgräber; in wenigen Monaten war die Steuerleistung der Goldgräber von 30 Schilling auf 3 Pfund im Monat erhöht worden und wurde rücksichtslos eingetrieben. Keine Beschwerde half. Die Bürde erdrückte den weniger erfolgreichen Gräber und zwang ihn, seine Arbeit aufzugeben. Die Männer entschlossen sich zu passivem Widerstand und verschanzten sich in einem Lager bei Eureka. Die Regierung sandte Truppen, die an einem unheiligen Sonntagmorgen die ahnungslosen Goldgräber überraschten. Peter Lalor, ihr Führer, suchte die Gegenwehr zu leiten, mußte aber bald, da sein linker Arm von einem Schuß zerlegt war, weggeschafft werden. Verzweifelt kämpften die schlecht bewaffneten Leute; der Preusse Thonen, von acht Kugeln getroffen, feuerte liegend aus zwei Pistolen um sich. Schon nach kurzer Dauer war das Feld mit Verwundeten und Toten bedeckt, die Goldgräber in Gefangenschaft gebracht oder in alle Winde zerstreut. Wie immer, wenn Mitbürgern Unrecht geschieht, steht das englische Volk in seinem hohen Willigkeitsgefühl zusammen. Die Steuerwillkür und das Blutbad trieben zu flammendem Protest. Die Regierung konnte das Klassenparlament nicht länger halten; das Allgemeine Wahlrecht und dem Parlament verantwortliche Minister waren die Errungenschaft der „Eureka-stokade“. Peter Lalor wurde zum Abgeordneten gewählt, war dann mehr als einmal Minister, das dankbare Volk berief ihn zur höchsten Ehre des Speaker im Unterhaus und gab ihm, als er sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog, ein Ehrengeschenk von viertausend Pfund Sterling. Einst war ein Preis von zweihundert Pfund auf seinen Kopf gesetzt worden. Heute ist er der Stolz Victorias und die Goldgräber preisen ihn als ihren Helden. Auf dem Schauplatz des unglücklichen Kampfes steht ein Denkmal, das seinen Sieger und keinen Besiegten nennt. Auf dem Denkstein, den der Staat 1879 errichten ließ, stehen die Sätze: „Hier ruhen sechs Soldaten. In treuer Erfüllung ihrer Pflicht fielen sie im Kampf gegen Goldgräber, die wider Das, was ihnen tyrannische Staatsverwaltung schien, die Waffen erhoben hatten. Neben den Soldaten liegen die Ueberreste einiger dieser Goldgräber, die dem muthigen, wenn auch in der Wahl des Weges irrenden Streben nach Freiheit ihr Leben opferten; bald darauf aber kam diese Freiheit: das Allgemeine Wahlrecht der Männer und die Sicherheit konstitutioneller Regierung.“ Versöhnende Worte, die nichts beschönigen und beiden Parteien die Ehre lassen, die ihnen gebührt. Seit diesen Tagen haben die Goldgräber die Idee: „der Staat durch das Volk für das Volk“ hochgehalten. Wenn wir fragen, warum Australien keine revolutionäre Sozialdemokratie habe: die Geschichte des Tages von Ballarat kann uns die Antwort geben. Das rothe Blut, das für die Freiheit des Volkes floß, ist nicht spurlos versiegt. Damals schoß die verzweifelte Klage über die old tyranny of taxation without representation; heute herrscht der Wille des Volkes. Die Mehrheit der Staatsbürger bestimmt Gesetze und Geschicke des Landes. Auch die Arbeiterpartei sucht den Prozeß der Umwandlung der kapitalistischen in die sozialistische Wirtschaftsordnung mit friedlichen Mitteln fördern; vor ihr dehnt sich ja eine freie Bahn. Denn seit dem Tage von Ballarat wird das Volk nicht regirt: es regirt sich in Freiheit selbst.

Gedichte.

Eva.

Mit leichter Hand wirfst Du den Ball mir zu,
 Das Kinderantlitz wirt von dunklen Locken;
 Der Garten liegt in Abendsonnenruh
 Und aus der Ferne klingen leis die Glocken.

Verwirrend geht der letzte Tagesstrahl
 Mit süßem Leuchten über unsre Augen;
 Griff ich vorbei? Zu Boden rollt der Ball —
 Ich mag wohl nicht zu solchem Spiele taugen.

Sieh ich des Lebens goldnen Ball doch nie,
 Nur Träume, Schatten und Erinnerungen —
 Und müde lauscht das Herz der Melodie,
 Die mir die Glocken heimlich vorgeklungen.

Vision.

Ich tauche mit der Blume aus dem Schnee
 Und mit Narzissen feir' ich Frühlingsnächte;
 Das erste Veilchen, das am Rain ich seh',
 Winkt mir, als ob es stille Grüße brächte.

In Primeln fühl' ich hell die Erde blühn,
 Ich wiege mich auf rothen Heckenranken
 Und in der Nacht aus Flieder und Jasmin
 Steigt eine Wolke träumender Gedanken.

Ich schwimme mit der Rose auf dem Teich,
 Ein weißes Wunder über dunklem Grunde;
 Oeffnet die Lilie dann ihr blaßes Reich
 Liegt es wie Schauer über dieser Stunde —

Als hebe eine lichte Elfenhand
 Aus Erdentiefen still die heilige Schale
 Und spende, ewgen Geistern zugewandt,
 Geheimsten Duft aus glühendem Pofale.

Werbung.

Auf Deiner Brüste blüthenweichen Kissen
 (Blaßfarbig sind sie wie von Elfenbein),
 Da möcht' ich meinen Traum geborgen wissen
 (Die Haut ist feucht und matt wie Perlenschein).

Ich möchte still dem vollen Herzschlag lauschen
 (Berauschend schwere Düste mich umwehn)
 Und athmend Seel' um Seele mit Dir tauschen;
 (Düste so süß und wild wie Orchideen).

In Einsamkeiten Deine Schritte führen
 (Die Blüthenstätte licht bereitet steht),
 In Gluth und Sehnsucht sterbend mich verlieren
 (Gieb mir die heißen Lippen nicht zu spät)...

Lotos.

Der Heilige Lotos hebt die goldne Blüthe
 Hoch aus der dunklen, trüben Lebensfluth;
 Sonnenverklärt im Tageschein erglühete,
 Was sonst verschlossen in der Tiefe ruht.

Ein heller Strahl von göttlichem Erbarmen
 Reißt auch den Staub in goldne Wolkennäh';
 Und in der Gluth von tausend Sonnenarmen
 Schwebst Du empor hoch über Qual und Weh —

Die Lotosblume senkt sich leuchtend nieder
 Und Liebe glüht all ihren Glanz herab;
 Ein goldnes Weben, Streben auf und nieder:
 Und strahlend steigt der Gott aus seinem Grab.

Dunkle Stunden.

I.

Lilienduft und Glockenklänge
 Und dazwischen eine Hand,
 Die durchs blühende Gedränge
 Leise sich die Wege fand.

Jene Wege, die verlassen
 Seit dem trüben Wintertag . . .
 Und die Kerzen, sie erblaffen
 An dem leeren Sarkophag.

Sie erblaffen, sie verknistern,
 Noch ein Hauch — sie sind verlohrt;
 Und das Leben steht im Düstern
 Und im Dunkel kommt der Tod.

Sind es Deine bleichen Hände,
 Die mich trösten, stiller Freund?
 Unter Duft und Klang das Ende:
 Hast Du so mit mir gemeint?

II.

Der Weihrauchkessel schwankt in Deiner Hand,
 Die bunte Menge endet ihr Geplärr;
 Die Orgel dröhnt. Und aus der Felsenwand
 Auf lichten Wolken schreitet nun der Herr.

Die hellen Töne klingen vor ihm her,
 Die tiefen wälzen sich ihm brausend nach,
 Als zögen Engelschwingen vor ihm her
 Und Himmelsstreiter drängten tausend nach.

Und alle Hände glühn zu ihm empor,
 Aus allen Herzen bricht ein Jubelton.
 Da winkt der Herr: es sinkt der Silberflor
 Und in dem Nebel ist das Bild entflohn.

Die Orgel schweigt, am Altar schweigt es auch,
 Die letzte Pforte schließt sich summend zu.
 Dein Opfer ging in Flammen auf und Rauch . . .
 Doch auch das Licht des Himmels sahst nur Du.

Abend.

Durch eine Reihe Säle darfst Du schreiten,
 Der letzte nur ist Deinem Blick verwehrt.
 Klangs so nicht schon in fernen Kinderzeiten,
 Da wir das Wort des Märchenbuchs gehört?

So muß auch unser Lebensweg sich wenden
 Vorbei an dem geheimnißvollen Raum;
 Der goldne Schlüssel brennt in unsern Händen
 Und uns im Herzen lodt und brennt der Traum.

Das ist der Raum, in dessen Strahlenfülle
 Des Lebens letzte, tiefste Schönheit steht,
 Die todesglühend, marmorn, ohne Hülle
 Uns wie ein Hauch der andern Welt umweht.

Die Schönheit, die, ein Stern, durch unsre Träume
 Aufflammend loht und leuchtet wunderbar,
 Die wie ein Schimmer fern durch unsre Träume
 Erlöschend geht — die Schönheit, die nie war.

Wer sie gesehen, Dem brennt das düstre Zeichen
 Auf blasser Stirn, ein Mal für alle Zeit,
 Und aus des Lebens blühend stillen Reichen
 Flüchtet er tastend in die Ewigkeit.

Und an des fernen Tempels goldnen Stufen,
 Am Heiligen Teich trifft sich die kleine Schaar.
 Und jene Stimme, die sie einst gerufen,
 Im Abendschein stumm auf den Wassern war.

Hamburg.

Theodor Suse.



Die Sehnüübersezung.*)

A einer Negation, der Ablehnung aller volapükischen Utopien, möchte ich von Ausbruch der Leberergussung, in die Seite legen, daß, trotz der Ungunst der Zeiten die Welle des sozialen Gedankens ihren Kreis weiter und weiter zieht. Von dem Traum einer allgemeinen Menschenverbrüderung haben wir uns freilich weiter entfernt, als der Kosmopolitismus vor etwa hundert Jahren ahnen konnte. Im Kampf um die Erdoberfläche, im Wettstreit um die „Kolonen“, werden die Menschenrechte der andersfarbigen Völker fast nur noch heuchlerisch vorgetragen, zu politischen Zwecken im eigenen Haus. Aber innerhalb der Kulturvölker, deren Gemeinschaft historisch (Das heißt: zufällig) mit der alten Gemeinschaft der Christenheit ungefähr zusammenfällt, ist, trotz Nationalhaß und Geldgier, trotz religiösen Gegensätzen und ewiger Kriegsgefahr, doch Etwas wie eine geistige Einheit entstanden, die einer Universalität des Denkens oder der Sprache zum Verwechseln ähnlich sieht. Wie es in China eine gemeinsame Schrift giebt, die von verschiedenen Stämmen des Reiches verschieden gelesen und ausgesprochen, aber völlig gleich verstanden wird, wie am Ende auch unsere deutsche Schriftsprache von einem Bauern des Kantons Zürich und von einem Fischer der Wasserkante ganz verschieden gelesen (sie könnten mit einander nicht sprechen), aber ganz gleich verstanden wird, so giebt es auch für die Weltanschauung der abendländischen Kulturvölker und Amerikas eine Gemeinsamkeit der Seelensituation, die, trotz der Verschiedenheit der Mund-

*) Im Vorwort zur ersten Auflage von Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ steht der Satz: „Ein vierter Theil, der die Geschichte des sprachkritischen Gedankens in einer Geschichte der Philosophie verfolgen sollte, wird wohl unvollendet bleiben.“ Der Satz eines Resignirenden, der dreißig Jahre lang die Last dieses selbst gesunden, selbst aufgezogener, mit rother Herzensmilch genährten Gedankens vorwärts geschleppt, für die Ironstunden der Berufsarbeit unter Stöhnen und Lachen von sich gewälzt und mit heißem, von Sehnsucht heißem Hirn wieder aufgeladen hatte und nicht zu hoffen wagte, ihn noch über einen neuen Felspfad hin tragen zu können. Nun ist bald sieben Jahre her. Manches Stück, das wohl für den vierten Theil gedacht war, haben wir seitdem kennen gelernt. Unsere Dankbarkeit fragte dann leise: Bleibt er wirklich unvollendet? Freiz Mauthner, der nicht immer redselig ist, antwortete nicht. Aber er ist aufrecht, hat in der zweiten Auflage seines großen erkenntnistheoretischen Werkes ein noch einmal erlebtes Buch gegeben und läßt (in der vom Dr. Martin Vuber in der Literarischen Anstalt von Ruetten & Loening herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft“) unter dem simplen Titel „Die Sprache“ jetzt ein kleines Buch erscheinen, das, wie das für die Leser der „Zukunft“ bestimmte Kapitel zeigt, große Fragen stellt und beantwortet und Pforten aufreißt, vor denen Jeder gern vorübereschleicht. Nach dem ersten Bande der zweiten Auflage hoffte ich; und bin nun fast gewiß: der vierte Theil von Mauthners großem Rebenbuch wird nicht unvollendet bleiben; wird vielleicht nur anderen Titel tragen.

arten oder Sprachen, zu einer Internationalität geführt hat. Namentlich die Seelensituation der Großstädter aller Völker ist auf den Gebieten des Wissens gemeinsam. Dieses ungeheure Gebiet des Wissens ist freilich in viele verschiedene Sprachen aufgetheilt; aber diese Sprachen sind wie Meere, die die Völker nicht trennen, sondern verbinden. Alterthum und Mittelalter kannte diese Gemeinsamkeit der Seelensituation zwischen den Völkern wirklich noch nicht. Das Wissen der Menschen mußte sich erst allgemeiner verbreiten. Daß das Wissen der Menschen zugleich größer geworden ist, hat der allgemeinen Verbreitung nicht geschadet. Die besten Werkzeuge dieser ungeheuren Veränderung waren zwei Erscheinungen, die seltsamer Weise überall mit dem gleichen Worte bezeichnet werden; unter „Presse“ versteht man Buchdruck und Zeitungswesen.

Das Anwachsen beider Formen der Presse hat nun in Büchern und Zeitungsbältern eine neue Erscheinung gezeitigt, die die Internationalität der Volksseelensituation mehr gefördert hat, als irgend eine künstliche Weltsprache Das hätte leisten können. Die Uebersetzungsliteratur, die unendliche Masse aller Uebersetzungen, die sich von einem Volk über das andere ergießen, von einem Meisterwerk an, das einen deutschen Meister den „Hamlet“ auf Deutsch citiren läßt, bis herunter zum Diebstahl oder Nachdruck, der die Spalten einer kalifornischen Zeitung mit Schnitzeln aus französischen Blättern füllt. Um die Schwindel erregende Weite solcher Wirkung, die Macht der internationalen Seelensituation zu ermessen, besinne man sich auf die immer wiederkehrenden Fälle, wo die vox populi des gesammten Erdenrundes, ohne Sachkenntniß und ohne Prüfung, auf eine Frage die gleiche Antwort giebt. Solche Fälle sind natürlich zur Zeit der telegraphisch bedienten Presse und der Schnellzüge häufiger, als sie zur Zeit der Postschneden waren. Nur gigantische Ereignisse konnten einst eine gemeinsame Seelensituation herstellen und gerade nur für die nächsten abendländischen Völker: so das Erdbeben von Lissabon, so die große Französische Revolution. Später konnte schon die kleine Revolution von 1848 ihre Wellenkreise über Europa ziehen; und jetzt haben wir so ziemlich jedes Jahr ein kleines Ereigniß, das oft weit über das Abendland hinaus die Antwort einer gemeinsamen Seelensituation auslöst. Eine Antwort der Zustimmung oder der Entrüstung. Man denke an die Buren, an Dreyfuß, an Japan, an den unübertrefflichen Hauptmann von Köpenick. Vier Namen, die doch plötzlich Begriffe einer internationalen Sprache geworden sind. Nebenbei bemerkt: In zwei von diesen Fällen war die gemeinsame Seelensituation der Menschheit mit der Wirklichkeit vorübergehend einverstanden, mit der Freisprechung von Dreyfuß und mit dem Aufschwunge Japans; in den beiden anderen Fällen war die Menschheit mit der Wirklichkeit vorübergehend nicht einverstanden, nicht mit der Niederwerfung der Buren, nicht mit der Verurtheilung des Mannes von Köpenick; die gemeinsame Seelensituation der Mensch-

heit, weil sie nur Gerede ist, scheint eben so ohnmächtig zu sein wie die Rede, die ein einzelner Abgeordneter eines einzelnen Volkes aus dieser Menschheit vorzutragen beliebt.

Ist nun also die Forderung einer künstlichen Weltsprache ein unerfüllbarer und wüster Traum, ist dagegen durch die unübersehbare Uebersetzungsthätigkeit (unübersehbar in den Büchern, zehnmal unübersehbarer in den Zeitungen) wirklich eine gemeinsame Seelensituation der Kulturvölker, und oft weit über die hinaus, im Entstehen und im Wachsen begriffen, darf ich die Schlagworte dieser Weltseelensituation als Elemente einer heimlichen Weltsprache auffassen: so ist dabei des wichtigsten Umstandes noch gar nicht gedacht, einer Thatsache, über die der Fuß des wandernden Forschers unaufhörlich schreitet und stolpert, an der die Wissenschaft der Forscher trotzdem blind oder theilnahmelos vorbeigegangen ist. Ich meine die Thatsache: daß jetzt nur schnell geschieht, was einst langsam geschah, daß ein Volk vom anderen nur verhältnismäßig wenige Namen und Dingworte unverändert bezieht, als sogenannte Fremdwörter, die allmählich zu Lehnwörtern werden können, daß aber die gemeinsame Seelensituation der Kulturvölker, insoweit sie trotz Nord und Krieg vorhanden ist, herbeigeführt worden ist durch den gemeinsamen Besitz von Erfindungen und Entdeckungen, von Kenntnissen und von Scheinkenntnissen, von Ideen, Abstraktionen, Göttern und Fettschen. Durch den gemeinsamen Besitz von Begriffen, die gemeinsam sind wie die chinesischen Schriftzeichen, auch wenn sie bei verschiedenen Völkern an verschiedene Lautgruppen geknüpft sind. Die gemeinsamer Besitz geworden sind durch das weltumspannende Netz einer Bande, die endlos Diebstahl und Entlehnung treibt. Einer Bande von ehrlichen und unehrlichen Deuten, von genialen Erfindern und gierigen Marodeurs, von ganz großen Philosophen und ganz kleinen Zeitungsschreibern, einer Bande, von deren Mitgliedern ein jedes sein winziges Gewerbe treibt, durch Ideen und Worthandel sein armes Dasein fristet, einzig und allein an die Verwandlung von Ideen und Worten in Nahrungsmittel denkt, von einer Bedeutung der Sprache für soziale Zwecke oder gar für internationale Zwecke nichts träumt und nichts ahnt, dennoch aber, ahnungslos und schlafbefangen, mitarbeitet an dem großen Werk, an der Herstellung einer internationalen Seelensituation, an der Befreiung des Einzelnen von dem Egoismus der Völker.

Wer erkennen will, wie stark diese meine Lehre von Dem abweicht, was auf den meisten Hochschulen Europas von hundert Kathedern gelehrt wird, Der achte freundlichst auf eine Kleinigkeit. Man spricht vom Volk, sehr viel so gar. Nicht nur in der Politik, sondern auch in der Wissenschaft. Was aber das Volk oder ein Volk sei, darüber gehen die Wortdefinitionen gar sehr auseinander, die seit Kants Anthropologie immer volkshöflicher, aber nicht besser geworden sind. So ungefähr wird freilich allgemein behauptet: Volk sei eine

durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte vereinigte Menschenmenge. Ich will mich mit dem Sachem über die versteckten Tautologien dieses Satzes nicht aufhalten. Der Satz, den man so oder ähnlich überall lesen kann, enthält einen viel größeren logischen Schnitzer. Der ehrwürdige Kant, der auch als Greis noch lange ein Meister der Kritik blieb, sagt vorsichtig, leider freilich auch tautologisch genug: „Unter dem Wort Volk versteht man die in einem Landstrich vereinigte Menge Menschen, insofern sie ein Ganzes ausmacht.“ Köstlich, dieses „insofern“. Kant hütet sich, die schon damals landläufigen Kennzeichen zu wiederholen, an denen man das Volkthum der Menge, ihre Einheitlichkeit erkennen könnte. „Gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte.“ Das klingt selbstverständlich, zweifellos und logisch. Die Deutschen bilden ein deutsches Volk, weil alle deutschen Menschen gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte haben. Aus dem selben Grund bilden die Franzosen das französische Volk, die Engländer das englische Volk. Man braucht nicht eben tiefe historische Studien gemacht zu haben, um zu wissen, daß Das mit der gemeinsamen Abstammung der Volksgenossen einfach unwahr ist, Das von der gemeinsamen Sitte mindestens zweifelhaft. Ich verzichte darauf, erst noch beweisen zu wollen, was Jedermann weiß, der noch so kurz sich mit der Geschichte des deutschen, des französischen, des englischen Volkes beschäftigt hat, der noch so kurzfristig eins der Länder zwischen Süden und Norden bereist hat. Ganz vortrefflich hat, trotzdem eine Tendenz ihn leitet, Jean Finot in seinem Buch „Das Rassenvorurtheil“ die Legende von der Abstammungs-Physiologie bekämpft.

„Volk“ bezeichnete wohl ursprünglich, jezt noch in mancher dichterischen Verwendung, eine Kriegereschaar. „Jünger ist die uns jezt als eigentliche Bedeutung erscheinende Verwendung für einen politischen Verband, noch jünger die für eine durch Gemeinsamkeit der Sprache zusammengehaltene Gruppe.“ (Paul, Deutsches Wörterbuch.) Mich will bedünken, daß dieser jüngste Bedeutungswandel des jungen Wortes recht allgemeine Ausbreitung gefunden hat. Wenn es jezt als ein Synonymum von Nation auftritt, so ist Das nur eine Folge der neusten politischen Umwälzungen. Bis zum Jahr 1870 konnte man unter dem deutschen Volk gar nichts Anderes verstehen als die Menge mit gemeinsamer deutscher Sprache. Ganz leise haftet dem Worte übrigens die *levis macula* des „niederem“ Volkes an, vielleicht doch eine Erinnerung an *vulgus*. Nation ist vornehmer, ist überdies international. Und wenn die Abkunft „Volk von *vulgus*“ unsicher ist, so ist es um so gewisser, daß *natio* von *nascor* herkommt, zuerst die Geburt oder Abstammung bedeutete, dann die angebotene Art, den Schlag von Mensch oder Vieh und endlich das Volk von gemeinsamer Abstammung, Sprache und Sitte. So weit reicht der Glaube zurück, daß ein Volk einen gemeinsamen Stammvater haben müsse.

Aber der logische Schnitzer in der landläufigen Definition sagt noch mehr aus als diesen Irrthum. Abstammung, Sprache und Sitte werden da einfach koordinirt, als ob es gar nicht anders sein könnte, als ob eine besondere Göttin Ration, die Cicero einmal genannt hat, es den Völkern als ein Schicksal auferlegt hätte, gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte zu haben. Der gefährliche logische Schnitzer steckt nun darin, daß die Koordination von Abstammung, Sprache und Sitte auch dann noch überall beibehalten wurde, als die lange Arbeit der Geschichte, Philologie und Sprachwissenschaft die Koordination in eine Subsumption umgewandelt hatte, als von allen Lehrstühlen das Dogma verkündet wurde, die Gemeinsamkeit von Sprache und Sitte sei eine Folge der gemeinsamen Abstammung.

Zum Dogma wurde diese Lehre, die als unwissenschaftliche Wahrscheinlichkeit eigentlich immer beim gemeinsam abstammenden Volke geherrscht hatte, zum Dogma wurde diese Lehre doch erst durch das viel umfassendere Dogma von der Abstammung der Sprachen, von der Sprachverwandtschaft. Nach diesem weiteren Dogma läßt eine auffallende Ähnlichkeit verschiedener Sprachen auf gemeinsame Abstammung dieser Sprachen schließen (was nur ein Bild ist) und auf gemeinsame Abstammung der Völker (was kein Bild ist).

Die Fabel von einem gemeinsamen Stammbaum der sogenannten arischen Sprachen ist jetzt, nach den skeptischen Arbeiten von Johannes Schmidt, nicht mehr aufrecht zu halten und wird auch von den führenden Sprachwissenschaftlern vorsichtig vermieden. Ich sehe die Zeit nicht mehr fern, wo man den Begriff Sprachverwandtschaft gar nicht mehr gebrauchen, wo man die Ähnlichkeit von Sprachbestandtheilen zum größeren Theil auf Entlehnung, auf Entlehnung von einander oder auf gemeinsame Entlehnung, zurückführen und zum kleineren Theil unerklärt lassen, wo man endlich darauf verzichten wird, die Methode der Historie auf prähistorische Zeiten anzuwenden, die Wissenschaft der Ueberlieferung auf die Zeit ohne Ueberlieferung. Ihre Triumphe feierte die Stammbaumzeichneri der Vergleichenden Sprachwissenschaft für Zeiten, aus denen wohl Literaturquellen, aber nicht die historischen Zusammenhänge auf uns gekommen sind. Wo wir die Zusammenhänge kennen, im Lichte der historischen Zeit, da giebt es keine Tochtersprachen mehr, da giebt es nur noch Entlehnungen der schwächeren Kultur von der stärkeren Kultur (wobei oft genug Mode, Religion oder Kriegsrühm darüber entschieden haben mag, was schwächer und was stärker heißen sollte), Einzelentlehnungen und Massenentlehnungen, Entlehnungen aus besonderen Kulturzweigen und Entlehnungen ganzer Kulturen. Ein kleines Wörterbuch haben die Lateiner von den Griechen entlehnt, die neuen Perser von den Arabern, die Spanier von den Germanen und von den Arabern, dann aus dem Vortschatz der lateinischen Schriftsprache, ein kleines Wörterbuch haben die Deutschen und die Holländer von den Fran-

gosen, die Russen und Polen von den Deutschen und Franzosen entlehnt, ein halbes Wörterbuch haben die Engländer den Franzosen entlehnt, mehr als ihr halbes Wörterbuch haben die Franken, nachdem sie durch ältere Entlehnung Franzosen geworden waren, wieder der lateinischen Schriftsprache entlehnt. Und wenn wir (um bei den Quellen unserer Kultur zu bleiben) eine gleiche Fülle von Lehnworten im Hebräischen und im Griechischen nicht nachweisen können, so liegt Das wohl nur an unserer Unwissenheit, nicht an der Blutreinheit dieser beiden Sprachen und Völker. Halten wir die Bedeutung all dieser Entlehnungen für Sprachgeschichte und internationales Völkelerleben fest, bekennen wir dazu, daß sogar noch im Begriffe Entlehnung, Sprachentlehnung, ein schiefes Bild mit verborgen ist (weil doch nicht etwa wirklich eine Sprache von der anderen, ein bedürftige Sprache von einer reicheren Sprache borgt, sondern immer bedürftige sprechende Menschen der einen Gruppe aus dem reicheren Vorrath der Nachbargruppe), dann zerfließt vor unserem Denken noch mehr als die Begriffe Abstammung und Tochtersprache; dann wird es — ich will nicht sagen: Willkür, aber — Zufall des Standpunktes, wenn wir, zum Beispiel, die französische Sprache romanisch, die englische Sprache germanisch nennen müssen. Denn bloß auf den Wortschatz angesehen, war eine Zeit lang nicht nur die englische, sondern auch die deutsche und holländische Sprache in Gefahr („in Gefahr“ enthält schon ein nationales Gefühlsurtheil), so romanisch zu werden, wie die französische und spanische Sprache sind. Aus Stimmungen heraus, die zufällig waren wie alle Geschichte, empörte sich die deutsche und die holländische Nation, die Holländer gingen voran, gegen eine weitere Invasion von Fremdwörtern; noch älter als bei den Holländern ist das Einschreiten des germanischen Purismus bei den Engländern gewesen. Die Entlehnungen der Franken dagegen waren von Anfang an so massenhaft ausgefallen, daß ein fränkischer Purismus gar nicht aufkommen konnte, daß die zu Franzosen gewordenen Franken bei der Wünderung der altlateinischen Schriftsprache gar nicht mehr die Empfindung hatten, aus einer fremden Sprache zu entlehnen. Sie betrachteten den ganzen Vorgang nicht mehr als Verschuldung, sondern eher wie eine Gefälligkeit oder ein Geschenk zwischen Familienmitgliedern. Die Tochter brauchte nicht zu borgen, zu entlehnen: sie bekam nur ihre Mitgift.

Es wäre wohl einer Untersuchung werth, die eine völkerpsychologische Untersuchung sein müßte: warum bei dem einen Volk eine puristische Reaktion eintrat, bei dem anderen nicht. Sicherlich ist es dabei wichtig, daß die Masse der Entlehnungen nur in die Sprache der oberen Zehntausend eingedrungen war, der Menschen mit mehr internationalem Verkehr; der nationale, in seinen Grenzen gebliebene Grundstock des Volkes empörte sich gegen die Nachahmung des Fremden, weil er nur die Nachahmung des Einheimischen schön und nützlich fand. Noch wichtiger: vielleicht ist ein Umstand, der immer wieder bemerkt

meines Wissens aber eben noch nicht gedeutet worden ist. Nicht nur die Wissenschaft, auch das Volksempfinden selbst beurtheilt die „Verwandtschaft“ einer Sprache weit weniger nach dem Wortschatz, dem Wörterbuch (von dem in diesen Bemerkungen über Entlehnung bisher allein die Rede war) als vielmehr nach dem inneren Sprachbau, nach den Bildungsilben. Sollte es da nicht von entscheidender Bedeutung sein, daß auch die alltäglichsten und unumgänglichsten Dingworte, Thätigkeit- und Eigenschaftsworte nur verhältnißmäßig selten eingeübt werden, wenn man ihre Wiederholung mit den unendlich vielen Wiederholungen der Bildungsilben vergleicht? Durch unendliche Einübung wird der Gebrauch der Bildungsilben, also des ganzen Sprachbaues, unbewußt, instinktiv, zur zweiten Natur, so daß allerdings der Sprechende Mensch sich mit seinem Sprachbau, mit den Bildungsilben seiner Muttersprache noch mehr verwachsen fühlt als mit ihrem Wortschatz, zu dem er in einer Nothlage jeden Tag neue Worte vom Nachbar entlehnen kann. Und mit Bewußtsein entlehnt hat. Entlehnungen von Bildungsilben sind in historischen Zeiten selten. Der innere Sprachbau ist oder scheint darum unveränderlicher, nationaler. Es ist freilich gewiß, daß die Entlehnung auch vor den Bildungsilben nicht Halt macht. Das *s* des französischen Plurals ist, zum Beispiel, ins Deutsche übergegangen (Kerls, Jungens). Ueberhaupt konnten in einer alten Zeit, in der nach allgemeiner Meinung unsere jetzigen Suffixe und Praefixe noch selbständige Stammwörter waren, die späteren Bildungsilben eben so entlehnt werden wie andere Worte auch. Für die Prinzipien der Sprachgeschichte, für die Urgeschichte der Sprachen ist also aus dem Gegensatz zwischen Sprachbau und Wortschatz nicht viel herauszuholen. Desto mehr für das subjektive Verhältniß eines Volkes zu seiner Sprache, für das wesentlich sprachliche Nationalgefühl, für die sprachliche Volks- oder Sozialpsychologie.

Was die Volksgenossen so unendlich oft eingeübt haben, daß es ihnen unbewußt zur zweiten Natur geworden ist, Das ist für sie Alle und für jeden Einzelnen das Wesentliche an der Muttersprache. Der Sprachbau, der eigenthümliche Lautschatz und die eigenthümliche Betonung. Gegen die Aufnahme fremder Wörter haben die Volksgenossen nie und nirgends viel einzumenden gehabt, so lange die geliebte Muttersprache ihnen im Bau, in Lauten und Betonung ungefährdet schien. Ueberschritt aber die Invasiön der Fremdworte diese Grenzen, wollte eine Gruppe von gebildeten Volksgenossen oder von Eindringlingen oder konnte die Masse der Fremdworte den Bau, den Lautcharakter und die Betonung der Muttersprache ändern, dann erschien Das wirklich wie Fremdherrschaft, wie Zwang zur Erlernung einer fremden Sprache; und das Nationalgefühl empörte sich. Dann entstanden die puristischen Bewegungen (schon im alten Rom) und wandten sich im Eifer des Kampfes, zum Schutz der bedrohten Muttersprache, auch gegen die Aufnahme fremder Wörter, fremder Be-

griffe, fremder Kulturen. Umsonst. Die Römer, die Engländer (in deren Sprachgeschichte die Sachlage besonders deutlich ist), die Holländer, die Deutschen retteten ihre Nationalsprache. Das heißt: sie verhinderten ihre ererbte Sprache, dem Eindringling auch in Bau, Laut und Betonung ähnlich zu werden. Aber die Invasion der fremden Kulturen ist von den Puristen niemals aufgehalten worden. Der Bestand an Fremdwörtern im Deutschen ist trotz Hebung und Ueberspannung des Nationalgefühls immer nur im Wachsen begriffen; für jedes dumme und überflüssige Fremdwort, das glücklich aus der Umgangssprache und aus der Darstellung guter Schriftsteller ausgemerzt wird, kommen zehn neue Fremdwörter aus den internationalen Gebieten von Wissenschaft, Kunst und Technik. Nimmt man diese neuen Entlehnungen zu altem und uralttem Fremdgut, der Masse von Lehnwörtern, die als Lehnwörter nachgewiesen und gebucht sind (von den vielzuvielen Wörtern zu schweigen, die Lehnwörter sind, wenn sie auch der geltenden Wissenschaft für urverwandt gelten), hat man vorher erkannt, daß im Bau, in den Lauten und in der Betonung einer Volkssprache sich wohl unklar das Gemüth eines Volkes bergen kann, daß aber die geistige Seelensituation eines Volkes, seine bewußte und begriffliche Weltanschauung sich allein abbildet in seinem lebendigen Wortschatz, dann wird die Masse des Fremdgutes zeigen, wie groß die Verschuldung jedes Volkes gegenüber seinem Vorgänger in der Kultur ist und von je her war, wie nun gar in unseren Zeiten bei dem unausdenkbaren Reichthum und der Schnelligkeit des Verkehrs die gegenseitige Verschuldung der Völker eine gemeinsame internationale Seelensituation zwischen den Kulturobkern entstehen läßt, von der die alten Zeiten keine Vorstellung hatten. Ich will zur Verdeutlichung nur auf einen Punkt hinweisen. Die Uebersetzung des Alten Testaments der Juden ins Griechische, die Septuaginta, und Luthers deutsche Bibelübersetzung mögen eine unmeßbare Wirkung ausgeübt haben, Luthers Werk besonders mag als die That eines Sprachgewaltigen bewundernswerth sein: ein resloßer, ja, auch nur ein ruhiger Uebergang von der einen Sprache in die andere ist nicht vorhanden. Die Diskrepanz der Seelensituation bei den Juden auf der einen, bei den Griechen, bei den Deutschen auf der anderen Seite ist zu stark. In diesem Fall wird die Unmöglichkeit der Uebersetzung nicht ganz klar, weil eine herrschende Religion die Unmöglichkeiten siegreich vertheidigt hat. Wo eine solche fremde Macht nicht eingreift, wie bei der Uebersetzung der Reden in moderne Sprachen, da stört die Diskrepanz der Seelensituationen fast in jeder Zeile. Und wenn vollends englische Missionare das Vaterunser oder den Katechismus in die Mundarten afrikanischer oder australischer Neger übertragen, um christlichen Glauben zu verbreiten, so können wirklich nur Missionare und deren Angestellte an die Möglichkeit einer Mittheilung glauben. Die Schwierigkeit der Uebersetzung gehört nicht allein dem religiösen Gebiet an, wenn Uebersetzer

und Originale räumlich und zeitlich weit getrennten Völkern angehören. Auch Homeros ist eigentlich unübersetzbar; unübersetzbar sind nicht nur seine Götter, sondern auch die Realien, die Waffen, Geräthe und Speisen seiner Helden; unübersetzbar ist der Rhythmus seines Hexameters. Wenn aber heute Engländer, Deutsche, Franzosen und Italiener, Holländer, Czechen, Russen ihre neuesten Bücher gegenseitig übersetzen, so geht freilich vom ästhetischen Werth viel verloren, nicht nur aus Dichtungen, aber der Beitrag zur internationalen Seelensituation, den uns das Buch geschenkt hat, geht restlos von der einen Sprache in die andere über.

Der Gang der Untersuchung hat mich wie von selbst („wie von selbst“ ist bewußt und ehrlich zugleich) zu den Gründen des Purismus und zu den Wirkungen der Uebersetzungen gelangen lassen. Und da bin ich bei der Erscheinung angelangt, von der ich vorhin sagte, daß jeder Forscher sie kennt, daß aber noch kein einziger ihre erstaunliche Bedeutung erkannt hat.

Vor dem Eingreifen des Rationalgefühls, vor dem Einsetzen puristischer Bewegungen entlehnen die Volksgenossen aus dem fremden Sprachschatz; nachher werden Entlehnungen von Fremdwörtern vermieden, aber um so massenhafter wandern die fremden Begriffe durch Uebersetzungen in die Sprache herüber. Es giebt neuere Völker von so empfindlichem Rationalgefühl, daß sie den Purismus bis zum äußersten Extrem getrieben haben (Neugriechen und Czechen). Sie können aber nur ihre Volkssprache isoliren, nicht ihre Weltanschauung, die begriffliche Seelensituation. Es läßt sich natürlich nicht ziffernmäßig ausdrücken, wie groß bei den neuen Kulturvölkern (abgesehen von Fremdwörtern) der Antheil der fremden Welten an der eigenen Begriffswelt ist. Ich finde für diese Untersuchung fast gar keine Vorarbeit; ich werde darum noch Jahre brauchen, meine Notizen über diese Dinge zu sammeln und herauszugeben, falls ich es nicht gar müde werden sollte, den Stein zu wälzen. Vorläufig einige Worte, das Programm einer schweren Nebenaufgabe.

Unsere besten Wörterbücher, auch das deutsche Wörterbuch, haben sich eine nationale Beschränkung aufgelegt und sind nur selten so inkonsequent, auf die Thatfache hinzuweisen, die ich eben für so überaus wichtig halte: daß ein unübersetzbar großer Theil des Wortvorrathes entstanden ist und immer wieder neu entsteht durch Uebersetzung aus dem Wortvorrath anderer Kultursprachen, sei es, daß zur Uebersetzung des fremden Wortes ein bereits vorhandenes Grundwort der eigenen Sprache umgeformt wird, sei es, daß das bereits vorhandene Wort der eigenen Sprache ohne Komposition, ohne Umformung, ohne Lautwandel zur Uebersetzung des fremden Wortes gebildet wird durch bloßen Bedeutungswandel.

Uebersetzen konnte die Thatfache nicht werden, wie gesagt. Whitney und Schuchardt haben einige Sprachmischungen gut beschrieben und Paul (Prinzipien

der Sprachgeschichte, zweite Auflage) hat auch die beiden Formen, die über setzende Neubildung und den übersetzenden Bedeutungswandel, sauber auseinander gehalten. „Dieser Vorgang (beide Formen sind gemeint) ist besonders in der wissenschaftlichen und technischen Sprache neben der direkten Herübernahme fremden Materials üblich.“ Aber so unerheblich erscheint auch ihm noch der „übliche Vorgang“, daß er nicht einmal eine zusammenfassende Bezeichnung sucht für die Erscheinung des Sprachlebens, die den Uebergang der Kultur von einem Jahrhundert ins andere, von einem Volk zum anderen begleitet oder verursacht, die jeweils neue Kultursprache bei der älteren in die Schule gehen läßt, die vollends über die einzelnen Volkssprachen hinaus für die höchste aller sozialen Gruppen, für die Einheit der Kulturvölker, mehr geleistet hat, als der Einführung einer künstlichen Weltsprache je zugutzuwerden wäre.

Ich möchte gleich zwei Bezeichnungen vorschlagen. Kümmerst man sich nicht darum, ob die Einführung des Fremdbegriffes in die eigene Sprache durch Neubildung oder durch Bedeutungswandel erfolgt, so könnte man die ganze Gruppe von Erscheinungen recht gut Lehnübersetzung nennen; eine Uebersetzung in Worten oder in Silben der Muttersprache, die dennoch durch Einführung neuer Begriffe Fremdgut erzeugt, Lehngut. Unter diesen Begriff der Lehnübersetzung fiel es dann, wenn respectus silbengemäß mit Rücksicht, expressio mit Ausdruck (älter und noch genauer: Ausdrückung), morsellum mit Bißchen, beneficium mit Wohlthat übersetzt wird; unter den selben Begriff fiel es aber auch, wenn das schon vorhandene Wort Geist benützt wird, spiritus in der chemischen und in der metaphorischen Bedeutung mitzuübersetzen, das schon vorhandene Wort „Wort“, um den in Parole mitoverstandenen Schwur mitzuübersetzen, das schon vorhandene Wort „Stimme“, um das in voix mitverstandene politische Recht mitzuübersetzen. (Die Lehnübersetzung der beiden letzten Begriffe ist über Deutschland in die russische Sprache weitergewandert: slowo, golos.)

Sollte es sich aber herausstellen, daß die beiden Formen der Uebersetzung eine immer noch größere Bedeutung haben, als ich es angenommen habe, dann würde sich empfehlen, verschiedene Bezeichnungen zu wählen. Für meinen Privatgebrauch nenne ich schon seit Jahren die Lehnübersetzungen von Fremdbegriffen durch Neubildungen: Bastardübersetzungen; nenne die Uebersetzungen von Fremdbegriffen durch Bedeutungswandel vorhandener Worte: Bastardirten Bedeutungswandel. „Rücksicht, Ausdruck, Bißchen, Wohlthat“ sind Bastardübersetzungen; „Geist“ (Geist des römischen Rechts), „Wort“ (ich gebe mein Wort), „Stimme“ (mit Mehrheit der Stimmen) sind bastardirter Bedeutungswandel.

Bevor ich versuche, durch wenige Beispiele eine Vorstellung von den Wegen und von der gegenwärtigen Macht der Lehnübersetzung zu geben, eine Vorstellung von der Bedeutung der Lehnübersetzung für Sprache und Sozial-

psychologie, möchte ich doch ganz flüchtig eine historische Betrachtung vorausschicken, die an sich schon die Bedeutung der Lehnübersetzung zeigen könnte. Keine ungewohnte oder kühne historische Betrachtung. Schon der alte Horatius hat es ja gewußt: „Graecia capta ferum victorem cepit et artis intulit agresti Latio.“ Horatius hatte ja selbst noch miterlebt, wie die griechische Kultur von der römischen verschlungen wurde, mit Haut und Haar; durch Einverleibung griechischer Worte und, als das römische Nationalgefühl den Panismus erfunden hatte, durch Lehnübersetzungen. Alle Vorstellungen, Gewohnheiten, Sitten, Kenntnisse und Techniken wurden importiert, mitsamt den zugehörigen Begriffen. Die halbe griechische Religion wanderte herüber; es kümmerte die Römer nicht und geht uns hier noch weniger an, daß es dabei ohne Göttervermengung und Namensvertauschung nicht abging. Spiele wurden importiert und Architekturformen. Ja, sogar die Rhythmen der Verse, in denen Horatius dichtete, waren griechisches Fremdgut. Und diese Rhythmen, die doch wieder die lateinische Prosodie bastardierten, kamen sammt ihrem Namen herüber, als Fremdworte oder als Lehnübersetzungen. Noch näher ging die Sprache die Grammatik an. Die junge Grammatik der griechischen Stoiker wurde von den eifrigen römischen Grammatikern verschlungen, mit Haut und Haar, als Fremdwort oder noch häufiger als Lehnübersetzung. Nicht anders als der Poesie und der Grammatik ging es der Philosophie. Der größte Theil von Roms Kunst und Wissenschaft ist Lehnübersetzung aus dem Griechischen. Diese Erscheinung, die wir aus dem Alterthum vielleicht nur in diesem einzelnen Fall gut kennen, weil wir die anderen Fälle gar nicht kennen, diese Erscheinung ist in übersichtlicherer Zeit ganz alltäglich geworden. Wer verfolgen wollte, wie die abendländischen Kulturvölker nach einander Glieder der weltweiten sozialen Gruppe wurden, die wohl Romanitas hieß, bevor sie zur Christenheit wurde, wer insbesondere die Sozialpsychologie der Sprache dabei im Auge behalten wollte, Der würde häufig finden, daß das Schülervolk vom Lehrervolk ganze Schulgenerationen hindurch Fremdbegriffe und Fremdworte annahm, begierig, sich fremde Waaren und fremde Kulturen anzueignen, bis die Volkssprache des Schülervolkes entweder unterging oder bis die Volkssprache unter revolutionären Zuständen wieder zu sich selbst kam, den Fremdwörtern den Krieg erklärte, die fremde Kultur haßte, aber mit alter Begierde in einer Springfluth von Lehnübersetzungen nicht nur fremde Kultur, sondern die ganze fremde Weltanschauung aufnahm oder über sich hingehen ließ. Es ist bekannt, wie alle die Vorstellungen, die heute in den Fakultäten unserer Universitäten geordnet sind, stoffweise, mit langamen Aenderungen, aus dem Abgrund der Zeiten zu uns gekommen sind, von Volk zu Volk, immer von einem Lehrervolk zu einem Schülervolk, durch Lehnübersetzung. Es ist ein berühmter Ausnahmefall, aber nur ein Ausnahmefall, wenn die lateinische Sprache just tausend

Jahre lang die Rolle einer Universalprache für die Kirche und die abendländischen Wissenschaften spielte. Eine Scheintote Zeit von tausend Jahren. Eingeleitet vom europäischen Sieg des Christenthumes, das eine Lehnübersetzung aus dem Hebräischen und Griechischen war; ausklingend in die Renaissance, die eine Lehnübersetzung aus dem Griechischen und Arabischen war. Man halte fest: Uebersetzung aus der Lehrersprache in die Schülersprache, Uebersetzung unbekannter Begriffe ist an sich unmöglich, ist an sich Lehnübersetzung. Durch Lehnübersetzung kamen die Vorstellungen aller Denkgebiete von Volk zu Volk, Erscheinungen und anthropomorphe Vorstellungsgruppen, Beobachtungen von Nützlichkeiten und Schädlichkeiten, von Zusammenhängen und Naturgesetzen. Durch Lehnübersetzung kamen von einem Volk zum anderen die Namen von Krankheiten und von heilenden Zaubersprüchen oder Pflanzen, die Namen von Göttern und die Worte von wirksamen Gebeten, die Klassifikation von Verbrechen und die Klassifikation von Gesetzen und Strafen, die Anschauungen von Natur und Geistesleben und die Termini von Natur und Geisteswissenschaften.

Auch wenn ich nicht jedesmal auf die Betheiligung der Lehnübersetzung hingewiesen hätte, würde es bei diesem Ueberblick offenbar, wie der Uebergang der Kulturen von einem Volk zum anderen nicht ohne obligate Mitwirkung der Sprache möglich war. Und das weite Gesichtsfeld wird uns jetzt von selbst erkennen lassen, wie ungeheuer groß in dem intersozialen Leben der Menschen der Einfluß des Fremdwortes gewesen sein muß, um wie viel größer noch der Einfluß der Lehnübersetzung. Alles wurde entlehnt, gestohlen, mit Haut und Haar verschlungen. Alle Wissenschaften und Techniken durch Lehnübersetzung. Aber auch sonst die gesammte Weltanschauung, wie sie in der Lehrersprache sich aufgesammelt hatte: Wortbegriffe und Formsilbenbegriffe, Redensarten und Geflügelte Worte, Formeln und sogar Abbreviaturen, Sprichwörter und Fabeln, aber auch die ausgebreiteten Fabeln epischer und dramatischer Kunstwerke, — Alles, Alles wanderte durch Lehnübersetzung von Volk zu Volk.

Unter einer solchen Betrachtungsweise hatte ich einst den Plan gefaßt zu einem großen begriffs- und geschichtlichen Wörterbuch, das international hätte sein müssen, das den Gang der wissenschaftlichen Ausdrücke aus dem Orient, aus Griechenland, über Rom, aus Arabien über Spanien zu den anderen abendländischen Völkern verzeichnet hätte, rein sprachgeschichtlich und sprachkritisch, das ohne Absicht die Einheit der Seelensituation bei den Kulturvölkern erklärt und vielleicht gefördert hätte. Erst nach einigen Arbeitjahren erfuhr ich, daß die Aufgabe sehr weit über die Kraft eines einzelnen Menschen geht. Wieder einige Jahre später erfuhr ich, daß unseren Akademien die neue Ausgabe eines alten Autors, die doch immerhin von einem wohlhabenden Verleger bei einem einzelnen Philologen bestellt werden könnte, wichtiger und faßbarer sei als die Unterstützung eines grundlegenden Werkes, das kein Einzelner bewältigen

kann. Ich habe mich bescheiden gelernt. Ich hoffe noch, in ein paar Duzend Stichproben vorlegen zu können, wie ich mir die Artikel eines solchen internationalen Lexikons denke; und am Ostersonntag will es mir scheinen, als wäre die Art und Weise einer solchen Sprachbetrachtung dem persönlichen Denken nützlicher, als die unpersönliche Gesellschaftsarbeit geworden wäre. So will ich mich auch hier bescheiden und mit Hinnweglassung vieler und interessanter Umstände wenigstens an zwei Beispielen zeigen, wie bastardirter Bedeutungswandel und Bastardübersetzung im Stande waren, ideenträchtige Begriffe durch die Jahrtausende, über Aufstieg und Niedergang der Völker hinweg, bis zu uns zu schleppen.

Wir haben das lateinische Fremdwort *Element* zu fast gleicher Verwendung in unseren Kultursprachen. Wir schwören beim *Element*, wir nennen das Wasser (ein Hauptelement) das *Element* der Fische, wir nennen die Anfangsgründe einer Wissenschaft (Das heißt: nicht so sehr ihre Gründe und ihre Prinzipien wie ihre Anfänge) die *Elemente* dieser Wissenschaft, wir zählen vor Allem in der Physik eine brutale Ziffer von Elementen auf, unter welchem Wort man (unsere gegenwärtige Sprache) die nicht weiter analysirbaren Urbestandtheile aller Stoffe versteht. Und nur selten wird ein Physiker darauf achten, daß die Urbestandtheile der Stoffe ganz logisch mit dem selben Wort bezeichnet werden, daß für die Anfangsgründe der Wissenschaften gebraucht wird. Diels hat vor Jahren in einer meisterlichen kleinen Monographie die Geschichte des Wortes *elementum* gegeben, als einen Musterartikel für den großen Lateinischen Thesaurus. Ich entnehme ihm einige Kleinigkeiten, die ich hier brauche.

Im Griechischen gab es bekanntlich vier Elemente, was ganz nach griechischem Geschmack war: falsch, aber lauter. Diese Elemente werden metaphorisch *στοιχεῖα* genannt; *στοιχεῖα*, von *στοιχεῖν*, „was der Reihe nach aufgestellt ist“: Soldaten oder Buchstaben. Besonders Buchstaben. Und weil Buchstaben nicht nur der Reihe nach stehen, sondern auch die Urbestandtheile der Worte sind, so ist es eine ganz gute Metapher, die Urbestandtheile aller Körper *στοιχεῖα* zu nennen. Dabei wird natürlich das Bild von der Reihe, nach dem die Buchstaben *στοιχεῖα* hießen, aus dem Bewußtsein schwinden; für den griechischen Naturphilosophen ist die Lautgruppe *στοιχεῖα* mit der falschen lauderen Vorstellung der Urbestandtheile assoziiert.

Einige hundert Jahre später stehen die Römer vor der Aufgabe, mit der ganzen griechischen Weltanschauung auch den Begriff Urbestandtheil in ihre Sprache hinüberzunehmen. Das Wort „Urbestandtheil“ gab es damals noch nicht und hätte den Römern eben so wenig gefallen wie uns. *στοιχεῖα* fügte sich nicht recht in den lateinischen Rhetorenstil. Auch war man in der Öffentlichkeit schon stark puristisch, während man in Privatbriefen oder für die künstliche Briefform griechische Worte mit griechischen Buchstaben sehr gern hatte.

Aber die Lehnübersetzung ins Lateinische war ja schon gelungen; dem gewaltigen Importeur Lucretius. Cicero brauchte des Lucretius' *Elementa* nur anzunehmen und sie wurden klassisch, — bis zum heutigen Tag.

Run ist *elementum* im Lateinischen ganz sicher ein Lehnwort. Nach Diels aus *elephantum* von *ελεphas*, weil wohl den Kindern auch elfenbeinerne Buchstaben zum spielerischen Unterricht in die Hand gegeben wurden. Wobei zu beachten ist, daß das griechische *ελεphas* wohl gewiß Lehnwort aus irgend einer Barbarensprache ist.

Der Fall liegt so: In der lateinischen Sprache findet sich für die Buchstaben des Alphabetes das Wort *elementum*, ein griechisches Lehnwort, dessen Urbestandtheil *ελεphas* wieder Lehnwort aus einer unbekannten Sprache ist. Im Griechischen giebt es nun die gründlich falsche Vorstellung von den vier Elementen, die metaphorisch als Buchstaben bezeichnet wurden. Um dieses Bild puristisch in ihre Sprache zu übersetzen, greifen die Römer zu der Lehnübersetzung *elementa* und wissen nicht, daß sie ein Lehnwort gebraucht haben. Das lateinische Wort *elementum* nun widersteht dem Sturm der Jahrhunderte. Die Alchimisten des Mittelalters rütteln an der alten Einteilung, die Chemie kommt auf, von der antiken Vorstellung bleibt nichts als eine Nebenart übrig, die von den vier Elementen „Feuer, Wasser, Luft und Erde“, die Chemie stellt eine Reihe von ungefähr achtzig unvergleichlichen Urstoffen auf, endlich wird auch die Unvergleichlichkeit überwunden, die Urstoffe werden in periodische Reihen gebracht und auf Grund der Periodizität wird wirklich ein neuer Urstoff vorausgesagt und entdeckt. Nichts bleibt bestehen in diesen Revolutionen der physikalischen Wissenschaft als Eins: die Lautgruppe *Element*. Alle Versuche, eine Lehnübersetzung aus dem Lateinischen heraus herzustellen, sind gescheitert. Schüler der Kabbala haben von den Elementen als von den Müttern oder Gebärmüttern gesprochen. Goethe hat das Wort im zweiten Faust geflügelt gemacht. Umsonst: die lateinische Lehnübersetzung des griechischen (oder indischen) Begriffes ist geblieben.

In den letzten Jahren haben die am Radium beobachteten Erscheinungen dem Begriff *Element* abermals einen Stoß gegeben. Wenn wirklich die sogenannte Emanation radioaktiver Substanzen ein Gas ist (was man sicherlich nicht ohne Aenderung des sehr veränderlichen Gasbegriffes behaupten kann), wenn dieses Gas sich wirklich nach wenigen Tagen in ein neues Element verwandelt, das Helium, wenn es wirklich eine ganze Reihe von Metaboliten des Radiums giebt, Umwandlungsprodukte, die als eben so viele neue Elemente angesprochen werden, dann steht unserer Physik eine eben so radikale Revolution bevor, wie die war, welche unsere circa achtzig Elemente an die Stelle von Feuer, Wasser, Luft und Erde setzte. Aber es scheint, daß die alte lateinische Lehnübersetzung auch diesen Vorstellungswandel überdauern will. Es wäre denn,

unsere Physiker wollten sich entschließen, von der Sprachkritik Etwas zu lernen: daß der Begriff Urstoff nicht geschaffen werden sollte von Menschen, die nicht einmal den Begriff Stoff verstehen, daß bei der Entdeckung der radioaktiven Erscheinungen ein neuer Stoff, ein neues Element gar nicht nachgewiesen worden ist, daß wieder einmal vielleicht (wie bei der Gravitation, der Trägheit, der Kraft) nur substantivisch ausgedrückt worden ist, was adjektivisch war für die Zufallsfinne des Forschers, ein Verbum für seinen Forschungszweck.

„Element“ bietet ein einfaches Beispiel einer lateinischen Lehnübersetzung aus dem Griechischen, die dann international geworden ist; viel komplizierter ist die Wortgeschichte, die an die deutsche Lehnübersetzung „Gegenstand“ zu knüpfen wäre.

Gegenstand ist offenbar keine ganz glückliche Lehnübersetzung des alten philosophischen Ausdruckes Objekt. Heute, nach einem Leben von mehr als hundertfünfzig Jahren, hat das Wort für ganz feine Ohren noch störende Nebentöne, in der Kunstsprache wie in der Gemeinsprache. Ich will Das durch zwei extreme Beispiele zu beweisen suchen. In der philosophischen Sprache sind wir, worauf schon das Deutsche Wörterbuch hinweist, neuerdings wieder geneigt, uns „Gegenstand“ durch den Begriff „Objekt“ zu „verdeutlichen“ oder doch wohl auch Objekt zu sagen. In der poetischen Sprache ist trotz Goethe und Schiller der Gebrauch des Wortes nicht recht nach der Natur der deutschen Sprache. Mein Ohr wird durch „Gegenstand“ vorlautlich angemutet, wie denn auch Gottsched sich des Wortes leidenschaftlich annahm. In den berühmten Versen von Friederike Kempner: „Rechts am Ende, links am Ende lauter Frühlingsgegenstände“ ist das Wort „Gegenstand“ von besonderer Komik.

Diese leise Fremdheit des Wortes kann nach so langem Gebrauch kaum mehr aus dem Sprachgefühl stammen, das einst (noch bei Adlung) die Etymologie heraushörte und sich dagegen sträubte, jedes Ding der Wirklichkeitswelt einen Stand zu nennen. Und ist das Wort völlig geläufig worden. Freilich, wie ich deutlich zu hören glaube, nur in zwei Bedeutungen: erstens in der Schulsprache für das Objekt der Aufmerksamkeit (Gegenstand eines Vortrages), zweitens für das Objekt im weitesten Sinn, das Ding, die Sache, aber eigentlich doch nur die Sache mit Ausschluß der natürlichen Dinge. Ein Weilschen nennen wir nie „Gegenstand“.

Die Geschichte des Wortes hebt an mit dem technischen Gebrauch des griechischen Wortes *ὑποκειμενον*. Das hieß nun seltsamer Weise früher gerade so viel wie jetzt unser Gegenstand: der vorliegende Gegenstand, der Gegenstand einer Untersuchung, argumentum. Aristoteles verwendet es denn auch häufig in der Bedeutung von Dem, was zu Grunde liegt. Die lateinische Lehnübersetzung des griechischen Wortes lautete im Mittelalter subjectum. Im Mittelalter. Die alten Lateiner verstanden unter subjectum, abgesehen von der

ursprünglichen Bedeutung des Adjektivums *subjectus* (wovon das französische *sujet*, unterthan, wieder, wie „unterworfen“, eine Lehnübersetzung), nur den grammatischen Begriff. Augustinus bezeugt überdies ausdrücklich, daß zu seiner Zeit die lateinischen Lehnübersetzungen aus dem Griechischen hie und da weniger gebräuchlich waren als die griechischen Worte selbst. Ueber die lateinischen Lehnübersetzungen herrschte Streit, über die griechischen Originalworte nicht; genau so wie wir uns heute „gegenständlich“ durch „objektiv“ zu „verdeutlichen“ glauben.

Im Griechischen selbst waren die Worte *ούσια* und *ύποκειμενον* begrifflich sehr nah gerückt. Das erste wurde scholgerrecht mit *essentia* übersetzt, das zweite bald eben so scholgerrecht mit *subjectum*, bald (von wem zuerst?) mit *substantia*. Augustinus fühlte da einen Unterschied heraus und wollte Gott aus feinen Gründen seines Sprachgeistes nur eine Essenz genannt wissen, nicht eine Substanz. Das Christenthum des Augustinus war ein Lehngut, das er durch glückliche Lehnübersetzungen einführte.

Man sieht also, daß der mittelalterliche, scholastische Sprachgebrauch ziemlich genau Das subjektiv nannte, was wir jetzt objektiv nennen. Wie so oft, wie besonders bei Aristoteles, wurde auch hier offenbar Metaphysik von Grammatik beeinflusst. Subjektiv war, was zum Subjekt gehörte; Subjekt bezeichnete bald Das, wovon Etwas prädicirt wurde, also sehr oft einen konkreten Gegenstand, bald das Wesentliche des Gegenstandes, die *ούσια*, das *ύποκειμενον*. Objektiv war dagegen, nach der damaligen Psychologie und dem lateinischen Wortlaut, was an den Vorstellungen von ihrem Vorsteller verursacht war, was wir also heute subjektiv nennen. Erst an der Wende des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vollzieht sich der Umtausch der beiden Begriffe langsam, und zwar just in Deutschland. Objektiv und Real werden fast gleichbedeutend. Und in der Sprache Kants ist das scholastische *subjectum* bereits so völlig verloren gegangen, daß er es an der Stelle nicht verwendet, wo es einzig an seiner Stelle gewesen wäre. Die Welt ist objektiv geworden. Doch unter dieser objektiven Welt der Gegenstände liegt noch Etwas, eben das *ύποκειμενον*, das *subjectum*. Und Das nennt Kant das Ding-an-sich, den Gegenstand an sich. Hätte Kant die alten scholastischen Ausdrücke beibehalten können, sein Ding-an-sich das Subjekt-an-sich nennen können, dem großen Mann wäre der tiefste Fehler seines Systemes erspart geblieben, daß nämlich erst von der menschlichen Vernunft verursacht werde, was alle Vorstellungen des Menschen verursacht: die Ausdehnung des Kausalitätbegriffes auf das Ding-an-sich. Oder vielmehr: Kant wäre dann in die geistreiche Abstrusität seines Schülers Fichte versallen.

Aus der Vertauschung der beiden Begriffe Subjektiv und Objektiv kam aber auch die Schwierigkeit, ein gutes deutsches Wort für die Sache zu er-

finden. Die älteren Lehnübersetzungen hatten ja subjectum vor sich, die neueren Objekt. Objekt wird buchstäblich mit Gegenwurf oder Widerwurf (Edart), Subjekt mit Underwurf wiedergegeben. Daneben findet sich bei Edart schon „stehende“ oder „selbststehende Wesen“ für Substanzen. Von diesen Lehnübersetzungsversuchen hat sich ein einziger, halb veraltet, bis in unsere Tage gerettet: „Vorwurf“. Wir verstehen noch, wenn wir bei Lessing oder Schiller „Vorwurf“ im Sinn von Gegenstand einer Abhandlung, einer Schilderung lesen. „Gegenwurf“ aber, in der Sprache der Mystiker und Theologen durch Jahrhunderte ein ganz geläufiges Wort, ist der heutigen Gemeinsprache völlig unverständlich geworden. So unverständlich, daß man es leicht mißverstehen kann, wo man es bei älteren Schriftstellern (noch bei Hagedorn) findet. Wirklich veraltete das Wort gerade um die Zeit, da die Vertauschung der Begriffe Subjektiv und Objektiv in Deutschland erfolgte. Man nahm es allmählich, wieder ein Fall von gelehrter Volksetymologie, als Uebersetzung von objection (anstatt von objet), von ἀντικειμενον anstatt von υποκειμενον, und weil da die Worte Einwurf oder Widerspruch schon zur Verfügung standen, so mußte das Wort Gegenwurf sterben.

In die Uebergangszeit fällt der Bedeutungswandel des Wortes Gegenstand, nicht die Neuschöpfung des Wortes. In dem Sinne nämlich von Widerstand oder Gegensatz wird es seit dem sechzehnten Jahrhunderte gebraucht (S. noch von Haller, der den „Gegenstand von Gründlichkeit und Tugend“ am Ende seines Lebens in einen „Gegensatz“ umänderte. Auch im Sinn der astronomischen Opposition wurde sehr gut Gegenstand gesagt. Doch wäre auch dieses Wort, eben so wie Gegensein und Widerschein, gestorben, wenn es nicht dadurch, daß Christian Wolf es in seiner Schulsprache für Objekt gebrauchte, eine Auferstehung gehabt hätte.

Ich kann es nicht aus Quellen belegen, aber „Gegenstand“ muß einmal die mechanische Lehnübersetzung von obstantia gewesen sein. Obstantia muß einmal der geläufigere Schulausdruck gewesen sein, in dem ungefähr die Bedeutungen von substantia, von Subjekt und Objekt zusammenfloßen. In dem Sinn, wie obstantia durch Gegenstand wiedergegeben wurde, würden wir heute verständlicher Gegenwirkung sagen. So wurde Gegenstand ein technischer Ausdruck der Erkenntnistheorie, ging durch populäre Schriften in die Gemeinsprache über und wurde da zu einem überflüssigen und immer noch falsch löhnenden Synonym von Ding oder Sache. Verzeichnet wird die Lehnübersetzung „Gegenstand“ zuerst von Stieler (1691), gebildet war das Wort wahrscheinlich in der Fruchtbringenden Gesellschaft worden; aber noch Thomafius will es nur zögernd zulassen.

In der deutschen Gemeinsprache sind die Worte Ding und Sache weit lebendiger und fruchtbarer geworden als „Gegenstand“. Redensarten wie „ein

liebes Ding“ (für Mädchen), „Dinger“ (mit verändertem Plural) für Kleinigkeiten oder „mach keine Sachen“ haben sich aus Gegenstand nicht entwickelt. Dennoch darf man annehmen, daß sowohl Ding als Sache ihre gegenwärtige Bedeutung durch bewußte oder unbewußte Lehnübersetzung erworben haben. Das mittellateinische *causa* (*cause* und *choso*) liegt zu Grunde. Bei Ding muß dieser Gebrauch schon in sehr alte Zeit zurückgehen; Grimm nimmt die juristische Bedeutung *litigium* für die ursprüngliche. Bei Sache liegt die alte Bedeutung Rechtshandel (*lis*) noch klarer zu Tage, auch wenn man die bedenkliche Etymologie ganz bei Seite läßt. Im Zusammenhang eines begriffsgeschichtlichen Wörterbuches dürfte ich hier noch auf die merkwürdigen Beziehungen zwischen *choso* (*cause*) und Ding (Sache) eingehen. (Sogar die Gleichung *Dingsda* und *choso* ist Lehnübersetzung.) Merkwürdig, daß auch *choso* wie Gegenstand (nach Littré) nur *tout ce qui est inanimé* bezeichnet.

Springen wir in den gegenwärtigen Gebrauch dieser Begriffe hinein, so läßt sich die letzte Frage der Erkenntnistheorie wieder scheinbar scholastisch (tieffster Spekulation wird von Banausen gar oft der Vorwurf der Scholastik gemacht werden) auf die Form bringen: Werden die Objekte von uns Subjekten erzeugt? (Eigentlich richtig nur in der Einzahl: von mir, dem einzigen Subjekt.) Oder werden wir Subjekte von den Objekten erzeugt? Sprachkritik allein durchschaut das Spiel dieser Antinomie. Sprachkritik allein faßt unsere Sinne als Zufallsinne und sieht die absolute Nothwendigkeit, mit der uns die Objekte zu unseren Vorstellungen von ihnen zwingen, als eine historische Nothwendigkeit, also, wie alle Historie, als einen Zufall. Verwechseln wir diese objektive Nothwendigkeit mit objektiver Gesetzmäßigkeit, so verfallen wir in den naiven Realismus der Büchner und Haedel. Ahnen wir die Unvorstellbarkeit der Objekte und halten wir dabei unsere armen fünf Sinne für die vortrefflichen Werkzeuge einer vortrefflichen Vernunft, so verfallen wir dem theologischen Realismus des skeptischen Idealisten Berkeley. Der sagt: „The ideas imprinted on the senses by the autor of nature are called real things.“

Der sprachlichen Ordnung (um nicht zu sagen: Lösung) der Antinomie sind am Nächsten gekommen der Sprachforscher Steinthal und der bis zu Sprachkritik witzige Physiker Lichtenberg. Steinthal meint einmal: Ein Objekt begreifen, ein Ding anschauen sei der Bedeutung nach eine ähnliche Wortverbindung wie einen Brief schreiben, ein Haus bauen. Ich würde „eine Grube graben, einen Bau bauen, ein Spiel spielen“ für noch bessere Beispiele halten. Man vergleiche, was ich (Kritik der Sprache III 59 f.) über die Unwirklichkeit der Verben der Arbeit gelehrt habe. Da haben wir ja wieder das intentionale Objekt der Scholastiker, die Absicht, welche erst die unzähligen Differentiale einer Handlung integriert, je nach der Richtung der Aufmerksamkeit

zu einem Objekt (Substantio) oder zu einer Thätigkeit des Subjekts (Verbum). Die ewig tautologische Sprache ist willig, solche Sätze zu bilden: „Ich grabe eine Grube“, „Ich sehe eine Farbe“; und in diesen Abgrund hat Zich-tenberg schon hineingeleuchtet mit einigen seiner blickartigen Bemerkungen. „Was ist außen? Was sind Gegenstände praeter nos? Was will die Präposition praeter sagen? Es ist eine bloß menschliche Erfindung . . . Äußere Gegenstände zu erkennen, ist ein Widerspruch; es ist dem Menschen unmöglich, aus sich herauszugehen . . . Man sollte sagen: praeter nos, aber dem praeter substituiren wir die Präposition extra, die etwas ganz Anderes ist . . . Ist es nicht sonderbar, daß der Mensch absolut Etwas zweimal haben will, wo er an Einem genug hätte und nothwendig genug haben muß, weil es von unseren Vorstellungen zu den Ursachen keine Brücke giebt?“

Weiter braucht auch der Sprachkritiker nicht zu gehen. Die Sprache ist es, die die Welt in den Beobachter und in dessen Gegenstand zerfällt: in Dinge an und für sich und in Dinge an und für mich. Die Welt aber ist nicht zweimal da. Die Welt ist nur einmal da. Ich bin nichts, wenn ich nicht mein Gegenstand bin. Aber ich habe keinen Gegenstand. Der Gegenstand ist nichts, wenn er nicht in mir ist. Der Gegenstand ist nicht außer mir. Der „Gegenstand“, scheinbar das Handgreiflichste auf der Welt, ist mit Recht die Lehnübersetzung eines schwierigen philosophischen Begriffes; Gegenstand ist unbegriffen, das Objekt ist subjektiv.

Mit sehr behaglichem Lächeln entdecke ich aber, daß der Sprachgebrauch der letzten hundert Jahre (ahnungslos freilich) die sprachkritische Resignation dieses Begriffes „Gegenstand“ vorweggenommen hat. Für das Wesentliche, das dem forschenden Subjekt objektiv gegenübersteht, gegensteht, für das eigentliche *ὁρατόμενον* oder die *οὐσία*, die *essentia*, hat man so lange eine Antwort gesucht, bis man hilflos die Antwort in dem Wort „Frage“ fand. Schiller würde heute wohl gewiß statt „der Menschheit große Gegenstände“ sagen „der Menschheit große Fragen“ (zweimal im Prolog des Wallenstein). Schlegel würde den Satz „wahrhaft groß sein, heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen“ (not to stir without great argument) heute etwa übersetzen müssen: „nur dann sich regen, wenn eine große Frage ruft“. Und das Deutsche Wörterbuch kennt bereits diese Bedeutung von Frage. In Band IV 1, 1 (noch von Jakob Grimm und Hildebrand bearbeitet) heißt es, unter Citirung des berühmten *That is the question*: „Frage, Das, worauf es ankommt, das Wesentliche“; und ferner, bei den Zusammensetzungen wie Lebensfrage u. s. w.: „von Gegenständen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen“. Am Ende des mühsamen Weges finden wir, wie so oft, statt einer Antwort nur eine Frage. Hier gar statt einer Definition von „Gegenstand“ das Wort „Frage“.



Getreidepreise.

Der Getreidepreis ist heute recht hoch; seit Monaten ist er nach einzelnen Baufen immer wieder gestiegen. Man hat berechnet, daß die Getreideproduktion der Welt jetzt um 1000 Millionen Doppelcentner größer ist als im Jahr 1882 und daß in den letzten fünf Jahren der Mehrwerth um mindestens 3 Milliarden Mark höher war als im vergangenen Quinquennium. Schlechte Ernten schwächen natürlich die Kaufkraft und wirken ungünstig auf die Konjunktur ein. Daß das Ernteergebniß als „Zusatzmoment“ von Jahr zu Jahr weniger schwer ins Gewicht fällt, ist zum größten Theil wohl der verbesserten Technik zu danken, die auch unter ungünstigen Verhältnissen dem Boden rationell ausnützt. Trotzdem wäre die Gefahr eines schlechten Erntejahres nicht zu unterschätzen. Die Genesis des Getreidepreises ist noch immer nicht ganz durchsichtig. Man spricht von Weltmarkt und Weltproduktion, weiß, daß der Getreidehändler den Weltbedarf und die Weltserträge der Getreideländer errechnen muß, aber auch, daß es in gewissem Sinn keinen eigentlichen Weltmarkt für Getreide giebt. Die Weltverhältnisse müssen auf die engen Bedingungen eines Landstriches projiziert werden und schließlich entscheiden Besonderheiten eines kleinen Territorialkreises über die Preisgestaltung. Das erleben wir jetzt in Deutschland. Weizen und Roggen kosten bei uns so viel wie seit den Thewerungsjahren 1891/92 nicht mehr; wenn man aber die berliner Preisbewegung mit der Kurve der chikagoer, newyorker, budapester Getreidepreise vergleicht, sieht man: dort Rückgang, hier merkliche Steigerung gegen die vorangegangenen Jahre. Da müssen also Faktoren mitgewirkt haben, die außerhalb der Weltverkehrsverhältnisse liegen. Zunächst ist an die seit dem ersten März 1906 wirksame Erhöhung der Getreidezölle zu denken. Nur Spanien hat so hohe Getreidezölle wie das Deutsche Reich. Der Hollausschlag beträgt im Durchschnitt 20 Mark für die Tonne; und seit dem Tiefstand im August 1906 sind die Preise an der berliner Produktenbörse für Weizen um etwa 30 Mark, für Roggen sogar um 45 Mark gestiegen. Nach Abzug des hohen Zolls erscheint uns die Hauffe nicht mehr so beträchtlich; die Wirkung aber bleibt, wie man sie auch erklärt, und man muß mit ihr rechnen. Deutschlands Stellung unter den Getreideländern ist nicht unveränderlich. Zu den Ländern, die andere mit Getreide versorgen, gehören Rußland, die Vereinigten Staaten, Argentinien, Australien, Ostindien und die Balkanländer; Einfuhrländer sind die west- und mitteleuropäischen Staaten. Vornan steht Großbritannien und Irland, das mehr Weizen importirt als das ganze europäische Festland; dann kommen Frankreich, Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Deutschlands Ausfuhr sank bis ins Jahr 1894, wo der Identitätsnachweis (als Vorbedingung der Zollvergütung) abgeschafft wurde. Seitdem hat die Getreideausfuhr ständig zugenommen. Vom ersten August 1906 bis zum dreißigsten April 1907 ist der Weizenexport um 57 000 Tonnen gestiegen, die Einfuhr um mehr als 700 000 Tonnen gesunken. Bei Roggen zeigte der Export in der selben Zeit ein Minus von 94 000 Tonnen, der Export ein Plus von 138 000 Tonnen. Vergleicht man diesen Ziffern die Ernteergebnisse, die bei Weizen 3,94 Millionen Tonnen und bei Roggen 2,62 Millionen Tonnen (im Jahr 1906) betragen, so scheinen die Verschiebungen im Export daneben vielleicht unwesentlich. Zu bedenken ist aber, daß in Folge der gesteigerten Roggenausfuhr der Betrag der Ernte (nach Berechnung des Einfuhrüberschusses) niedriger als in den drei vor-

angegangenen Jahren geblieben ist. Dieses Mißverhältniß zu der natürlichen Entwicklung wird den Bewohnern des Reiches um so fühlbarer werden, je mehr Deutschland in die Reihe der Exportländer tritt, in die es seinem Wesen nach nicht gehört.

So lange der Identitätsnachweis gefordert wurde, zahlte die Reichskasse den Zoll nur zurück, wenn eingeführtes Getreide wieder ausgeführt wurde. Das war gerecht: die Waare, für die der Zoll gezahlt worden war, blieb ja nicht im Lande, sondern ging wieder über die Grenze. Jetzt ist der Nachweis, daß das exportirte Getreide vorher importirt war, nicht mehr nöthig; man kann also ruhig deutsche Cerealien ausführen und bekommt trotzdem den entsprechenden Zollwerth in Einfuhrscheinen zurück. Dieses System reizt natürlich zum Exportiren, sobald der Inlandpreis niedriger ist als Weltmarktpreis plus Zoll. Die Versuchung, die günstigen Ausfuhrchancen zu nützen, naht dem deutschen Getreideproduzenten besonders in Jahren, wo schlechte Ernten den eigentlichen Exportländern nicht nur die volle, unter normalen Verhältnissen ihnen zufallende Versorgung der anderen Länder unmöglich machen, sondern sie sogar zwingen, selbst Getreide vom Ausland zu beziehen. Rußland hat durch die Unruhen gelitten und steht vor der Gefahr, für eine Weile die erste Stelle unter den Weizen exportirenden Ländern zu verlieren. In den achtziger Jahren war es der wichtigste Getreidelieferant der Welt; Ende der neunziger Jahre wurde es von den Vereinigten Staaten verdrängt, kam aber von 1903 ab wieder an die Spitze. Inzwischen hat sich Argentinien, das vor zehn Jahren noch kaum in Betracht kam, in den Vordergrund zu schieben vermocht und gilt Manchem heute schon als der erste Weizenlieferant der Zukunft. Rußland exportirt weniger Getreide und importirt mehr Korn als vor dem Krieg. Deutschland, das bis dahin nur Rußlands Kunde war, verkauft ihm jetzt auch schon eigene Brotsfrucht. Ihm und kleineren Ländern (insbesondere Scandinavien), die früher zu den Abnehmern des Jarenreiches gehörten. Lange hieß es: Rußland bezahlt seine Anleihezinßen mit Getreide. Wenn der Rückgang der russischen Getreideausfuhr fort dauert, schwindet dieses stärkste Aktivum und Rußlands Finanzoperationen werden noch viel schwieriger, als sie bisher schon waren. Freilich kann die russische Ausfuhrkraft wieder zunehmen.

Wenn die Bedeutung der nordamerikanischen Weizenernte für den Weltmarkt nachlasse, könnte die Getreidepreishasis sich ändern. Man sprach schon einmal von einem Wendepunkt der amerikanischen Weltmarktkonkurrenz; als 1905 der amerikanische Weizen fast ganz vom Markt verschwunden war. Wäre daran die steigende Konsumkraft der nordamerikanischen Bevölkerung schuld gewesen, so hätte man an einen bedeutamen Umschwung glauben können; in Wirklichkeit waren aber die vorausgegangenen Missernten schuld. Immerhin wächst die Volkszahl und namentlich der Wohlstand in der Union so rasch, daß an eine Verringerung der amerikanischen Ausfuhr als an eine Möglichkeit zu denken ist. Härter rückt uns aber eine andere Frage an den Leib. Wäre es nicht möglich, unseren Getreidepreis dem Einfluß fremder (in erster Linie auch wieder amerikanischer) Spekulation etwas mehr zu entziehen? Der solide Terminhandel ist im Getreideverkehr nicht zu entbehren; die gewerbmäßige Spekulation, die nur vom Differenzgeschäft lebt, ist ein Schädling. In Chicago und Budapest wuchert diese Spekulation besonders wild. Die chicaoer Getreidecorners, die eine Weile Herrn Leiter, den Schwiegervater des früheren Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, weltberühmt machten, sind noch nicht vergessen. Auch Philipps und Armour arrangirten große Schwänzen und ähnliche Manöver. Die Baissiers kamen

fiets ins Gedräng, wenn die Produzenten sich hartnäckig weigerten, die von den Blankoverkäufern heruntergehämmerten Preise anzuerkennen, und ihr Getreide nicht hergaben. Dann wurde wieder höher notirt. Ganz ist der Besitzer effektiver Waare also den Spekulant nicht ausgeliefert. Und gegen den Getreidehandel als solchen beweisen die amerikanischen Preisschwankungen nichts. Man sagt, die amerikanische Preiskurve zeige deutlich, daß das Termingeschäft den behaupteten Ausgleich der Preise nicht bewirke. Was in Chicago und in New York getrieben wird, ist aber nicht Terminhandel, sondern Spiel; und zwar eins, bei dem mit unlauteeren Künsten, gefälschten Saatenstand- und Wetterberichten, gearbeitet und an den Bestand effektiver Waare gar nicht gedacht wird. Das Termingeschäft bietet eine Versicherung gegen später etwa eintretende Preisänderungen. Wenn der Produzent sein Getreide auf dem Halme an den Müller verkauft, sichert er sich selbst einen Abnehmer zu einem festen Preis; und der Müller weiß, daß ihm eine bestimmte Getreidemenge zu einem bestimmten Preis geliefert wird. Er kann danach also disponiren. Tritt zwischen Produzenten und Konsumenten der Händler, so ändert sich das Bild nicht, so weit die Absicht besteht, sich vor zufälliger Ungunst der Preisgestaltung zu schützen. Daß der Terminhandel den Getreideimport erleichtert und einen Kontakt mit dem Weltmarkt und dem Weltmarktpreis herstellt, ist den Agrariern natürlich nicht angenehm; um so erwünschter ist's den Konsumenten. Der berliner Produzentenbörse fehlen jezt freilich die Vorbedingungen einer gesunden Preisbewegung. Das Börsengesetz hat den Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten verboten; an seine Stelle trat ein Lieferungs-geschäft, dem die rechtliche Grundlage fehlt. Ein Reichsgerichts-spruch; und diese Geschäftsform ist abgethan. Die Kämpfe der berliner Produzentenbörse mit dem Behörden, der Auszug der Getreidehändler nach dem Frenpalast und später nach dem Kontorhaus, die Einstellung der Preisnotirungen, der Friedensschluß, der den Zustand von heute schuf; das Alles ist noch frisch in der Erinnerung; und die abnorme Preisbewegung zeigt nun, wie schlecht der berliner Getreidemarkt organisiert ist. Man sollte nicht darüber spotten, daß einzelne Firmen trotz der Preissteigerung ihre Zahlungen einstellen mußten. Hohe Preise nützen zunächst nur Dem, der effektive Waare zu verkaufen hat; der Händler dagegen, der darauf angewiesen ist, sich erst nach Abschluß der Geschäfte zu bedenken, kann sehr leicht durch unerwartete beträchtliche Preisänderungen in Schwierigkeiten gerathen. In der Industrie spricht man bei steigenden Preisen von guter Konjunktur; im Getreidehandel entstehen bei Preishäufen Bedenken. Hier kommen eben andere Momente in Betracht als dort und eine Schablone, die für beide Fälle paßt, ist nicht zu finden. Der Getreidehandel, dessen Bedeutung für den Volkswohlstand leicht erweislich ist, hat seine eigenen Gesetze, die Beachtung verlangen.

Aus den vorjährigen großen Ernten Argentinien's, Nordamerikas und Australiens sind noch stattliche Weizenmengen zu haben. Eine Brottknappheit wäre also, auch wenn diesmal die Ernte schlecht würde, nicht zu fürchten. Immerhin ist's nöthig, für eine Organisation des deutschen Marktes zu sorgen, die den Kontakt mit dem Weltmarkt besser sichert. Wir brauchen einen anständigen Getreideterminalhandel (Das haben sogar preussische Herrenhausmitglieder zugegeben); und die Regierung, die Deutschlands Stellung als Getreidewelt handelsmacht zu schützen hat, müßte auch die Frage ernstlich erwägen, ob sie den Identitätsnachweis nicht wieder einführen soll. Sie hat ja nicht nur am den nächsten Morgen zu denken, sondern muß Zustände sichern, die einer veränderten Stellung Deutschlands im Getreidewelt handel entsprechen und die ablen Wirkungen ungünstiger Ernten, so weit es irgend möglich ist, mildern. Ladon.

Rabbi Cohn.

Sehr verehrter Herr Harden, mit Recht, wie mich dünkt, haben Sie die Sache des Predigers Dr. Emil Cohn erörtert: handelt es sich doch um eine kulturpolitische Angelegenheit, um die Freiheit in Gesinnung und Aeußerung. Deshalb nehmen auch Menschen, die mit der Jüdischen Gemeinde nichts zuthun haben, Interesse an dem Fall; und deshalb möchte ich mir Gehör für ein paar darüber zu sagende Worte erbitten.

Wir scheinen die Sache des Bibliothekars Dr. Fromer, die Sie, sehr verehrter Herr Harden, auch erwähnen, mit der des Dr. Cohn nicht vergleichbar. Fromer war weder Prediger noch Lehrer; er hatte mit einem Tempeldienst in irgendeiner Form nichts zu thun und trat nach außen in keine sichtbare Funktion für die Jüdische Gemeinde. Auch als Beamter ihrer Bibliothek hatte er auf die Wahl der Bücher keinen entscheidenden Einfluß und konnte, wie ich finde, seine Ansichten deshalb mit ganz anderer Freiheit äußern als der Prediger und Lehrer Dr. Cohn.

Als erwiesen muß erachtet werden, daß Herr Dr. Cohn vor Abschluß seines Anstellungsvertrages ausdrücklich ermahnt wurde, seine Thätigkeit nicht zu einer Förderung des Zionismus zu benutzen. Jetzt steht auch, daß er Erklärungen abgegeben hat, die alle Bedenken des Gemeindevorstandes beseitigten konnten. Der junge Theologe aber handelte recht bald anders. In einer von zionistischen Vereinen einberufenen Versammlung hielt er eine Rede über Herzl; über den „Menschen und den Dichter“; meinetwegen. Von dem Menschen und dem Dichter (wir brauchen nur an „Neuland“ zu denken) ist der Zionistenführer aber nicht zu trennen. Ob Cohn dabei mehr oder weniger agitatorisch auftrat, dürfte gleichgültig sein; das Wesentliche ist, daß er in einer von Zionisten einberufenen öffentlichen Versammlung eine Rede über den Zionistenführer hielt. Der Vorstand sprach seine Mißbilligung dieses Verhaltens aus. Und nun folgte im Januar 1907 das Gespräch mit dem Direktor des Mommsen-Gymnasiums. In diesem Gespräch bekannte sich der Bewerber zum Zionismus; er, der am Mommsen-Gymnasium jüdische Schüler unterweisen wollte, polemisierte gegen die Assimilation und sprach für ein besonderes jüdisches Rationalgefühl, das dem deutschen vorangehen müsse. Auf welchem Weg nun der Gemeindevorstand hiervon Kenntnis erhielt, ist belanglos. Cohn wurde berührt und danach einstweilen vom Amt des Predigers und Lehrers suspendiert. Das darüber aufgenommene Protokoll wurde von ihm unterzeichnet. Die Unterschrift zog er nachher als „übereilt“ zurück und bat um eine neue Unterredung. Sie wurde bewilligt; die vier Vorstandsmitglieder, die an ihr theilnahmen, erklärten übereinstimmend, daß Herr Dr. Cohn nun das Protokoll vom ein- unddreißigsten Januar wieder als richtig anerkannt habe. Von der Jüdischen Gemeinde, die neben der Religion ihrer Glaubensgemeinschaft auch deutsche vaterländische Gesinnung pflegen will, kann man nicht verlangen, daß sie einen Rabbiner und Lehrer beschäftige, der den ihren entgegengesetzte Auffassungen ausdrückt. Auch der protestantische Geistliche, der die jungfräuliche Geburt oder die Auferstehung leugnet, hat auf einen Platz innerhalb der Kirche kein Recht. Die kirchlich Liberalen irren hierin; consequent sind nur die Positiven. Wer von solchen Grundlehren nichts wissen will, darf als aufrechter und ehelicher Mann nicht fordern, innerhalb der jetzigen Organisation der Kirche als ihr Diener zu wirken. Ferner ist zu bedenken, daß der Gemeindevorstand Herrn Dr. Cohn nicht disziplinarisch gestraft, ihm nicht das Gehalt genommen, sondern nur auf seine Thätigkeit verzichtet hat. Victor Fraenkl. Ich sehe die Sache anders als Herr Rechtsanwalt Dr. Cohn den Gemeindevorstand nicht enttäuscht und die Amtspflicht nicht verletzt hat.

BERLIN DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF

FIVE O'CLOCK-
KONZERT 4-6.

Dr. Ziegelroth's

Schriften: 1) Ueber Arterienverkalkung, 2) Moderne Behandlung Fettleibiger und Zuckerkranker, 3) Nervenleiden, Herzleiden, Magenleiden, ihr innerer Zusammenhang u. natürlgemässe Behandlung, 4) A-B-C

für junge Mütter Zu beziehen durch das Büro von

Dr. Ziegelroth's Sanatorium, Zehlendorf b. Berlin, Wannseebahn.

Allen die sich matt und elend fühlen,

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

HEINRICH EMDEN & Co.

Bankgeschäft.

Berlin W. 56, Jägerstr. 40.

Reichsbank-Giro-Konto

Telegr.-Adr.: „Golderz“. Fernsprecher: Amt I, No. 9510, 9512, 9513, 9514, 9515.

Abteilung: Kolonialwerte.

Kapital	Ges. schäfts- jahr	Dividenden Vorl./Letzte	N a m e	Nach- frage	Ange- bot
1 200 000	1. 4.	— 0	Central-Afrikanische Bergwerksgesellschaft	—	97
600 000	1. 1.	0 5	Central-Afrikanische Seengesellschaft	—	97
2 600 000	1. 10.	6 5	Chocola Plantagen-Gesellschaft	90	—
400 000	1. 1.	0 7	Deutsche Agaven-Gesellschaft	125	131
2 000 000	1. 4.	0 20	Deutsche Colonialgesellschaft f. Südwestafrika	186	194
1 000 000	1. 1.	0 0	Deutsche Samoa-Gesellschaft	82	—
1 000 000	1. 5.	0 1	Deutsche Togo-Gesellschaft	—	101
6 721 000	1. 1.	2 1/2 3 1/2	Deutsch-Ostafrik. Gesellsch. Stamm-Anteile	101	105
			Vorzugs-Anteile	102	106
2 000 000	1. 1.	0 0	Deutsche Ostafrikanisch. Plantagen-Gesellsch.	—	17
2 250 000	1. 1.	7 4	Deutsch-Westafrikanisch. Handels-Gesellsch.	—	100
4 000 000	1. 1.	0 0	Gesellsch. Nordwest-Kamerun, Berlin	—	M. 200
			Lit. B.	—	M. 15
2 000 000	1. 1.	0 10	Gesellschaft Südkamerun	—	122
2 000 000	1. 10.	0 0	Guatemala Plantagen-Gesellschaft	—	35
1 200 000	1. 1.	15 15	Jaluit Plantagen-Gesellschaft	295	—
—	1. 1.	—	Kameruner Kautschuk-Compagnie	—	100
1 000 000	1. 1.	0 0	„Meanja“ Kautschuk-Plantagen-Gesellsch.	—	88
2 000 000	1. 7.	0 0	„Molye“ Plantagen-Gesellschaft	—	84
6 000 000	1. 4.	0 0	Neu-Guinea-Co.	92	97
2 000 000	1. 10.	5 6	Plantagen-Gesellschaft Conception	—	94
1 500 000	1. 1.	0 0	Rheinische Handel Plantagen-Gesellschaft	—	40
250 000	1. 1.	0 0	Salata Samoa-Gesellschaft	—	102
1 011 300	1. 1.	0 0	Usambara Kaffeebau-Gesellsch. Stamm-Akt.	25	30
			Vorz.-Aktien	50	—
2 100 000	1. 1.	— —	Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft	—	—
		0 0	„Bibundi“ Stamm-Aktien	70	73
		0 0	Vorzugs-Aktien	92	97
3 000 000	1. 1.	6 0	Westafrik. Pflanzungs-Gesellsch. „Victoria“	96	101
1 800 000	1. 1.	0 0	Westdeutsche Handels- und Plantagen-Ges.	40	—

Sämtliche Offerten und Gebote ohne Verbindlichkeit.

Für gefl. Aufgabe von Interessenten sind wir dankbar. Auskünfte werden bereitwilligst kostenlos erteilt. Bei allen Geschäften Eigenhändler. — Provisionsfrei.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 31./5. Sonnabend, den 1. Sonntag,
den 2. und Montag, den 3./6.

Robert und Bertram.

Kammerspiele.

Freitag, den 31./5. und Montag, den 3./6. 8 U.
Aglavaine u. Selysette.
Sonnabend, den 1. u. Sonntag, den 2./6. 8 U.
Gyges und sein Ring.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule

Theater des Westens.

Täglich 8 Uhr

Die lustige Witwe.

Gastsp. des Hamburger Operetten-
Theaters. (Director Monti).

Cabaret Unter den
Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf
Schlager.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag, d. 31./5. u. **Der Dieb.**
Montag, d. 3./6.
Sonnabend, den 1. und Sonntag, den 2./6.
Die Condottieri.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Direkt. Lieban.
Freitag, d. 31./5. 8 U. **Das Glückchen des Eremiten.**
Sonnabend, den 1./6. 8 U. **Fidelio.**
Sonntag, den 2./6. 8 U. **Mikado.**
Montag, d. 3./6. 8 U. **Der Waffenschmied.**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Hollaender.
Bender. Bella Frankhe
Joseph. Georg Kaiser
Phila Wolff.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

**Für Magen-Darm-Zucker-Gichtkranke,
Fettsüchtige Abgemagerte etc.**

Dr. Oeders Diätkuranstalt, Niederlössnitz bei Dresden, Borsitz 9.

Bank für Werte ohne Börsennotiz G. m. b. H.

Berlin, Wilhelmstrasse 70B.

Telegr.-Adr.: Special-Bank.

Telefon Amt I, 9616, 9641, 9.30.

An- u. Verkauf von Aktien, Obligationen ohne Börsennotiz. Anteilen von
G. m. b. H. sowie von Kuxen u. Bohr-Anteilen. Sonder-Abteilung für deutsche
Kolonialwerte. Ausführt Kurszettel u. Auskünfte stehen Interessent. kostenl. zur Verfügung.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

== Terrains, Baustellen, Parzellierungen. ==

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

== Sorgsame fachmännische Bearbeitung. ==

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfplatz
Freitag, d. 31./5. 8 U. **Hopfenraths Erben**
Sonabend, den 1. u. Sonntag, den 2./6.
Vereins-Vorstellung.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Jeden Freitag. **Populäres Sinfonie-Concert d. Mozartsaal-Orchesters**
Jeden Sonntag **Populäres Concert d. Mozartsaal-Orchesters.** Dirigent Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

gastiert zur Zeit im

Adelphi-Theater
London.

Kleines Theater.

Bis auf Weiteres täglich, 8½ Uhr

Gastspiel Marcell Salzer

Sonntag, den 2./6. Nachm. 3 Uhr

Ein idealer Gatte.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, d. 31./5. **Husarenfieber**
8 Uhr

Sonabend, den 1. Sonntag, den 2. und
Montag, den 3./6. 8 Uhr

Wiener Ensemble-Gastspiel
Die Welt ohne Männer

(Pepi Glückner als Gast).

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Briefmarken

Zeitung gratis, Ankauf
von Sammlungen

Philipp Kosack, Berlin, Burgstr. 12

Soeben erschienen:

Staatsanwalt Alexander

Schauspiel in 4 Akten von Carl Schüler.

Preis 1,75 Mark.

Verlag D. Dreyer & Co.

Berlin SW. 48, Friedrichstr. 16.

Zu haben in jeder Buchhandlung.

Ermahnung.

**Gebt Euren Mädeln und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.**

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Küsten à 30 Pf. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.



**Wer Abstinenzler nicht mag sein
Der trinke Poetko's Apfelwein.**

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei.

Ferd. Poetko, Guben 18. Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Kurhaus von Dr. Rheinboldt in Bad Kissingen
für chronische Verdauungsstörungen
 Herz-, Nervenleiden, Mast- und **Entfettungskuren**
 nach wissenschaftlichen Methoden.
 Prospekte auf Wunsch. Villa Olga, Bad Kissingen.

Das Alter sei ein Vorurteil, sagt Buffon

mit 80 habe man ein begründetes Anrecht auf 90 Jahre. **Bedingung:** Guter Stoffwechsel und gute Verdaulichkeit. **Mittel:** deren Erörtern und Fördern, die **Horizontale Bichow-Quelle**, vorbeugend und heilend bei Gicht, Überverfaltung, Magen- und Darmleiden. **Wissenschaftl. Beft:** Weisen und Wirkung der **Bichow-Quelle** durch **Brunnen-Verwaltung, Niedrich.**

Meiningen

Sanatorium für Nervenkranken und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte Betienzahl. Beschäftigungskuren. Freiluftkuren. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Sanatorium f. Magen-, Darm-
 Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
 Berlin SW., Königgrätzer Str. 110.

Sanatorium Schloss Niederlössnitz

Frühjahrskuren. Station Kitzschenbroda Dresden. Mildes Klima. Physik.-diätet. Behandl. nach Dr. Labmann bei Nerven-, Herz-, Frauen-, Magen-, Darm-, Nierenleiden, Zuckerkr., Fettsucht, Rheuma, Gicht, Asthma. Prosp. frei d. die Direction E. Röhre.

Kuranstalt

Prächtige Lage, Alpenpanorama. Erstklass.,
 Komf. Vortreffl. mediz. Einrichtg. Für Erholungs-
 bedürftige, Innere- und Nervenkranken.

Physikal., diätet. Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Prospekte auf Wunsch.
 Chefarzt:
 Dr. Wiszwianski.

bei München
 im Isartal.

Ebenhausen

Naturgemässes Erholungsheim Grossjena

h. Naumburg a. K., Thür. 12.
 Prosp. d. Leitung.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte
 mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
 gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
 Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 7 A.

Hamburg. Park-Hôtel Teufelsbrücke

Elbchaussee Hamburg-Kleinflottbek. 10 Minutenverbindung nach Hamburg.
 Haus I. Ranges. 100 Wohn- und Schlafzimmer.

Vornehmstes Restaurant. * Herrliche Lage direkt an der Elbe,
 mit eigenem 4 ha. grossem Park.

Zur gefl. Beachtung!

Ein sachkundiges Urteil über „Union-Cameras“. „Den von Ihnen k-
 schen Apparat „Union 27“ habe ich auf einer 6 monatlichen naturwissenschaftlichen Studien-
 reise nach Deutsch-Ostafrika mitgenommen und in ausgiebigster Weise benutzt. Er hatte
 die Feuchtigkeit der mit Urwald bestandenen Höhen Usambaras u. d. des Kilimandjaro wie
 gelegentlich Ueberschwemmungen zur Regenzeit in der Ebene, er hatte die Trockenheit
 der Umba- und Massalsteppe zu ertragen, die Hitze dieser Gebiete wie die nachts unter
 den Gelfierpunkt gehende Kälte auf dem Kilimandjaro, und hat sich bei alledem ganz
 vorzüglich bewährt. Der Apparat, am besten mit Ihren leichten, bequemen und doch licht-
 dichten Metallkassetten ausgerüstet, eignet sich demnach auch ganz hervorragend für Aus-
 land- (Tropen) Reisen.“
 Hochachtungsvoll (gez.) Dr. Chr. Schröder.
 Der neueste Prospekt d. Union-Cameras liegt heute in der Blatte bei und
 bitten wir demselben freundliche Beachtung schenken zu wollen.

Deutsche Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung

Berlin-Schöneberg

15. Mai 1907**15. September 1907**

Protector der Gesamtausstellung:
Se. Kaiserl. u. Königl. Hoheit der
deutsche Kronprinz.

Protector der Kolonial-Ausstellung:
Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht
zu Mecklenburg.

Das Offizielle Verkehrsbureau der Ausstellung, das

Reisebureau der Hamburg-Amerika Linie, Berlin W., Unter den Linden 8

und auf dem Ausstellungsgelände, arrangiert wöchentlich 3½ und 4½ tägigen Aufenthalt im Berlin inkl. Hotel, Verpflegung, Besichtigungen etc. in bester Ausführung für den Preis von M. 75.— bzw. M. 100.—. Für Vereine können bei genügender Beteiligung (ca. 250 Personen) Extrazüge für die Reise nach und von Berlin gestellt werden. — Programme gratis durch das Reisebureau und dessen Filialen.

Schockethal

b. Cassel, Harz, Harz, f. natürl. Heile, Gr. Erbg. Ent-
scheidende Lage. Preis. Tel. 1151 km Cassel. Dr. Schönmöller

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.

Diatel. Kuren nach Schroth.



MANNHEIM 1907

INTERNATIONALE KUNST- u. GROSSE GARTENBAU-AUSSTELLUNG

1. MAI

PROTECTOR: S. M. HOHEIT GROSSHERZOG
FRIEDRICH VON BADEN

**20. OKT.**

Grosse Berliner Kunst-Ausstellung 1907

im **Landes-Ausstellungs-Gebäude**

am Lehrter Bahnhof

27. April bis 29. September

Täglich von 10 Uhr an geöffnet.

— Eintritt 50 Pf. (Montags 1 Mk.) Dauerkarten 6 Mark. —

Im Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsaal, Terrassen, Café u. Conditorei, gedeckte Gartenhallen, Fontaine lumineuse. Dejeuners v. 2.50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm. Diners u. Soupers von 4 Mark an. Doppelkonzert. Illuminationsabende grossen Stils.

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 Mk. Sonntags 0,50 Mk.

Busch-Hand-Kameras mit Busch-Objektiven.

Besondere NEUHEITEN 1907.

Ageb Citkam
Roia Spiegelreflex
Roia Stero Nettel
Mk. 36.— bis 340.—



Zu beziehen durch alle photogr. Handlungen, Kataloge 1907 gratis und franko.

Rathenower Opt. Ind.-Anstalt, vrm. Emil Busch, i. G., Rathe now.

Durch die Lupe besehen



gibt es kein bis in die kleinsten Teile sauber gear-
 beitetes Rad, als das „Jagdrad“. Beabsichtigen Sie
 also ein Fahrrad anzuschaffen, so fordern Sie sofort
 per Postkarte unseren großen Hauptkatalog mit tau-
 sendenden Abbildungen, welcher Ihnen sofort kostenlos
 und portofrei zugesandt wird. Derselbe enthält ferner:
 Nähmaschinen, Haushaltungsmaschinen, Schußwaffen,
 Zubehörteile, Radfahrer-Bedarfsartikel und Spielartikel.
 Fünf Jahre Garantie. Auf Wunsch Ansichtsendung.
 Verkauf direkt an jedermann, also ohne Zwischenhandel.

**Deutsche Waffen-
 u. Fahrrad-Fabriken
 in Kreiensen 20 (Harz).**

Floegel's
Geschichte d. Grotesk-Komischen
 aller Zeiten u. Völker. 5. Aufl. 476 Selt. m. 41
 zumeist farbige Illustr. Tafeln, 9 M. geb. 12 M.
Das Geschlechtsleben in England
 m. bes. Bezug auf London. Von Dr. Eug. Dührren
 3 Bde. 30 M. Geb. M. 34.50. Einz. käuflich:
 I. Ehe u. Prostitution } à 10 M.
 II. Die Flagellomanie } Gebund. 11 1/2 M.
 III. Die Homosexualität }
 und andere Perversitäten.

Die sexuelle Osmphresiologye
 d. Bezichgen. d. Geruchsinnes u. der Gerüche
 zur menschl. Geschlechtstätigkeit.
 Von Dr. A. Hagen. 2. Aufl. 66. M. 7. Geb. 8 M.
 Ausführl. Prospekte üb. kultur- u. sitten-
 geschichtl. Werke grat. franco.
 H. Barsdorf, Berlin W 30. Landshuterstr. 2.

Schriftsteller



Bekannter Verlag überm. litter.
 Werke aller Art. Tract teils die
 Kosten. Acusa. günst. Beding.
 Off. umt. B. N. 205. an Harzen-
 stein & Vogler A.-G., Leipzig.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
 wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
 Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer
 Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
 bindung zu setzen.

15. Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf.
 Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Gebildete Menschen

beurteilen das von
Dr. med. M. Bonnefoy
geschriebene
Buch:

*Das System Karsani
zur Befreiung des kranken Menschen*

als
eine ernste,
bedeutsame und
wirklich lesenswerte
Neuerscheinung.

Preis M. 1.80.

Durch alle Buchhandlungen
od. direkt (Briefm.) vom Verleger

Dr. M. Bonnefoy, Gené (schweiz) 12

Spezialarzt f. Nerven- u. Geschlechtskrankheiten.



Weg mit den plumpen!

Wollen Sie Ihre Beinverkürzung unsichtbar
machen und tadellos gehen, so verlangen Sie
gratis und franko Broschüre F. 16. Acker &
Gerlach, Continental Extension Mig., Frank-
furt a. M., Wien.



Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,

so erhalten Sie Ihre not-
wendige Leistungsfähigkeit,
oder stellen sie, wenn ver-
loren, wieder her, indem Sie
Dr. Klopfer-Glidine
nehmen. Kein anderes Prä-
parat erreicht die kräftigende
Wirkung dieses natürlichen
Nähmittels (reines Eiweiß
mit Lecithin, wichtigsten Be-
standteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drug., sonst vom Hersteller Dr. GÖCKMAR KLOPFER, Dresden-Leobsitz.
Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. Wissenschaftliche Broschüre kostenfrei.

Gemeinverständliche Vortragszyklen

über abgeschlossene Gebiete aus allen Fakultäten
der Wissenschaften (Umfang 10 Bogen) sucht der
Deutsche Kultur-Verlag, Leipzig, Talstr. 12.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinfeld, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**POPE** Pferdestärke 500,— M. compl.

mit Benzol

50 % Betriebssparnis.

Der einzige Wagen der mit Benzol wie mit Benzin läuft, ohne Umstellung.

Ing. Otto Pape, Berlin, Schiffbauerdamm 8.

.Kurhaus Schloss Tegel bei Berlin.

Sanatorium für Physikal.-diätetische Therapie.

Spezialanstalt für psychische Behandlung nervöser Zustände.

Arbeits- und Beschäftigungskuren.

Dr. J. Marciniowski.**Emil Wechsler & Co. Bankgeschäft**

Tel. III 3047 u. 3048.

BERLIN C.2, Burgstr. 26.

Tel.-Adr. Bankwechsler.

Kulante Erledigung aller in das Bankfach fallenden Geschäfte. Unsere Tages- und Wochenberichte über Börsen und Kuxenmarkt, sowie unsere monatlich erscheinenden „Finanziellen Mitteilungen“ stehen jedem Interessenten kostenlos zur Verfügung.

Vornehme Menschen,

Lebensfrohe und Blasierte schreiben an P. P. L.: 1. Freudig erstaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Machwerken eines Stumpers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographischen Arbeiten für mich anzufertigen. . . Sie sind mir allezeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen. . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen“ im profanen Sinne schliesst seine durchaus vornehme psychologische Praxis aus. Auch die bekannten Werke von P. P. L. sind direkt von ihm zu beziehen: „Seelen-Aristokraten“ (franko gegen 12 M.); „Die Frau für den Nervösen“ (franko gegen 1.10 M.); „Lockende Lust“ (Inhalt: Sensitive Naturen etc. 2.10 M.) Diese Bücher werden von Einsamen wie von Weltkindern ungewöhnlich gefeiert. Die ihren Anteil an Lebensglück vom Schicksal erhoffen, genießen bei der Lektüre ein spannendes inneres Erleben. Kämpfende fühlen sich innig verstanden. Ein Schleier fällt — sie schauen gleichsam in einen Kristall. Sie schauen in ihr Leben hinein wie am Vorabend einer Entscheidung. Wer diese Bücher nicht auf sich wirken lässt, der hat noch nicht erfahren, was Wesen des Willens sind. (Bedeutsame Kritiken enthält Prospekt.) Denkende Menschen, die Nützliches tiefer verstehen und gerne fördern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelbrief: „Broschüre und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen nach einzuwendenden Schriftstücken von eigener oder von Fremdehand etc. Adresse für Bücher- wie für Charakterisierungs-Ansche P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg. L. H. Kreuz.

Waldemar Stahlknecht, Neuhaldemleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

(Büsten, Figuren, Wanddekorationen L. Fayence, Majolika, Terrakotta)

Spezialität:

Bronze-Gefässe u. Blumenkübel

Patinierte, geschliff. Fonds. * Pol. plast. Goldornamente.

Wasserdicht! Dauerhaft!

Neue Dekore: Getriebene Kupfer und Eisen.

Erhältlich in den Luxusgeschäften, „wenn nicht“ auch direkt



Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie von **Hamburg** nach den **Nordseebädern**

Cuxhaven
Helgoland
Westerland a. Sylt
Amrum, Wyk a. Fr.
v. 29. April bis
30. September



Norderney,
Borkum, Juist
und Langeoog
v. 16. Juni bis
15. September

fahren der neue Turbinen-
Schnelldampfer
„Kaiser“

u. die bewährten Schnelldampfer
„Cobra“, **„Prinzessin Heinrich“**,
„Silvana“.

Abfahrt St. Pauli Landungsbrücke. Werktags 8⁰⁰ Vm. Sonntags 7³⁰ Vm

Fahrpläne und
Fahrkarten bei dem **Seebäder-Dienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg IX**,
dessen Agenten u. den grösseren Eisenbahnstationen.

Ernst Haeckel von **Wilhelm Boelsche**

Vorzügliche Darstellung v. Haeckel, Darwin,
Monismus, Weltatlas etc. k. jed. Gebild. nütz.
Bisher 3 M. **nur 1 M.** Bezug d. d.
V. A. jetzt Buchh. od. d.
Verlag **Herm. Seemann Nachf.**, Berlin NW. 87.

Kein Kranker und Nervenschwacher
lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. **J. G. Brockmann**, Dresden, Moszinskysstr. 6.
Eine Reform-Naturheilkunde, womit jedes
seine Kur im eigenen Heim ohne Berufs-
störung machen kann. Prospekte über Selbst-
behandlungsapparate gratis und franco. Gross-
artige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

„Der schönste und grösstenteils „falsch“ unterrichtete
Harmoniums mit wundervollem
Orgelton. Katalog gratis.
Alloys Maier, Hollfelderstr. 1, Paderb.
Illustrierte Prospekte auch über den
neuen Spielapparat **„Harmonista“**,
mit dem Jedermann ohne Notenkennt-
nisse sol. 4st. Harmonium spielen kann.

Im herrlichen Zackental! **„Sanatorium Zackental“** (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreibertbaa.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Eigenschaften der Neuzeit
eingerrichtet. Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt oder
Administration in Berlin S.W.,
Möckernstr. 118.

Allgemeine Ausstellung von Erfindungen

der Kleinindustrie (räumlich kleiner Erfindungen).

Berlin, Sommer 1907. <<<<<

Ausstellungshallen <<<<<

am Zoologischen Garten. <<

Eröffnungstag: 29. Juni 1907.

Anmeldeschluss am 15. Juni 1907.

alle weiteren Auskünfte er-

teilt die Geschäftsstelle,

Berlin, Hardenbergstrasse,

:: :: Ausstellungshalle. :: ::

Ehrenkomitee und Arbeitsausschuss:

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg.

Ballin, General-Direktor der Hamburg-Amerika-Linie; **Jos. Berliner**, General-Direktor, Hannover; **Emil Blumenfeld**, i. Fa. Gebr. Bauer; **Freiherr von Brandenstein**, Direktor der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken; **Prof. Dr. Busley**, Geheimer Regierungsrat; **Georg W. Büxenstein**, Kommerzienrat; **Hans Dominik**, Ingenieur; **Richard Ermeler**, i. Fa. Wilhelm Ermeler & Co.; **Direktor Ewald**, Berlin; **Prof. Dr. Flamm**, Geheimer Regierungsrat; **Carl Flohr**, Kommerzienrat; **Carl Gause**, Kgl. Baurat; **M. Geitel**, Geheimer Regierungsrat, i. Schriftführer der Polytechnischen Gesellschaft; **L. M. Goldberger**, Geheimer Kommerzienrat; **Dr. Max Hamburger**, Prokurist der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft; **Prof. Dr. Heinecke**, Geheimer Regierungsrat, Direktor der Königl. Porzellan-Manufaktur; **E. Heipeke**, Fabrikdirektor, Gasmotoren-Fabrik Deutz (Rhein); **H. Henneberg**, Kommerzienrat; **Hilger**, Geheimer Bergrat; **Prof. Dr. Hofmann**, Geheimer Regierungsrat; **Dr. Paul Jeserich**, i. Vorsitzender der Polytechnischen Gesellschaft; **Dr. Martin Kallmann**, Stadt-Elektriker und Privat-Dozent, Berlin; **Dr. B. Alexander-Katz**, Patentanwalt; **Heinrich Kleyer**, Kommerzienrat, Frankfurt a. M.; **Prof. Dr. A. Korn-München**; **H. H. Korn**, Patentanwalt; **Prof. Dr. Krämer**, Berlin; **J. Löwe**, Geheimer Kommerzienrat; **Prof. Dr. Levin-Stölting**, Assessor a. D.; **F. Lüdecke**, Kommerzienrat; **Prof. Dr. A. Mielche**, Geheimer Regierungsrat; **Nichterlein**, Fabrikdirektor; **Oscar Oliven**, Direktor der Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, Berlin; **Dr. Heinz Pothof**, M. D. R. Syndikus des deutschen Werkmeisterverbandes; **Eugen Protzen**, Kommerzienrat; **Louis Ravend**, Geheimer Kommerzienrat; **Prof. Dr. Rietschel**, Geheimer Regierungsrat; **Dr. Ernst Schön**, Kaiserlicher Regierungsrat; **Dr. Eduard Simon**, Kommerzienrat, i. Fa. Gebr. Simon; **Dr. G. Stresemann**, M. D. R. Syndikus des Verbandes der sächsischen Industriellen; **B. Tolcksdorf**, Patent-Anwalt; Vorsitzender der Vereinigung deutscher Patent-Anwälte; **Otto Wenzel**, Direktor der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie; **Dr. Ing. Wiegand**, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Bremen; **Dr. W. Will**, Geheimer Regierungsrat; **Albert Willner**, Direktor der Ausstellungshalle G. m. b. H.; **Wirth**, Geheimer Kommerzienrat; **Prof. Dr. Otto N. Witt**, Geheimer Regierungsrat.